

nu

Zur Wahl: NU stellte heikle Fragen an die Parteien •
Wie Österreich die Gedenkstätte in Auschwitz
sträflich vernachlässigt • Schriftstellerin Judith Kerr im
Porträt • Wie lebt es sich als Jude in Tokio? •

Ausgabe Nr. 33 (9/2008)

Elul 5768/Tischri 5769

€ 3,-

www.nunu.at



Oscar Bronner

Er gab Österreichs Journalismus mehr Profil und Standard. Im NU spricht er erstmals über seine jüdische Identität.

Hirnnahrung



Ihr Wissen wächst. Ihre Ideen gedeihen.
Der Grund: Journalismus, der sich kein Blatt
vor den Mund nimmt.



4 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leser



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

Der Eiertanz von SPÖ und ÖVP rund um die Frage einer Regierungsbeteiligung der FPÖ macht es den jüdischen Wählern nicht gerade leicht. Mit „dieser FPÖ“ nicht, mit der „Strache-FPÖ“ nicht, immer klingt durch, dass es eine Koalition mit den Blauen doch geben könnte, wenn sie ihre rechtsextremistischen, die Gesellschaft spaltenden Ansichten und ihre Menschenverachtung nur ein wenig besser vernebelten. Da kommen die Worte des IKG-Präsidenten Ariel Muzicant im richtigen Moment und mit der angebrachten Deutlichkeit. Er sprach von Rechts-extremen und „Kellernazis“ in den Reihen der FPÖ. Die Reaktion des blauen Generalsekretärs Harald Vilimsky bestätigte ihn eindrücklich. Straches Schoßhündchen bellte in seiner Kritik an Muzicant von den „generösen Subventionen an die IKG“ und von unzähligen Förderungen, die sie erhalten habe. Die Herren Faymann und Molterer sollten sich jetzt überlegen, ob sie eine Partei als Partner für eine Koalition in Aussicht nehmen, die Subventionen an die jüdische Gemeinde von deren Wohlverhalten, gegenüber wem immer auch, abhängig macht. Klare Worte, ähnlich wie sie Ariel Muzicant gefunden hat, wären von den beiden Spitzenkandidaten wünschenswert.

Jetzt zu Erfreulichem. Das vorliegende Heft bietet prächtigen Lesestoff. Die Wahl am 28. September schlägt sich insofern nieder, als wir die Spitzenkandidaten der politischen Parteien zur Zukunft des Nationalfonds, zum Museum für Zeitgeschichte und zu anderen jüdischen Themen befragt haben. Geantwortet haben uns Werner Faymann, Willi Molterer, Alexander Van der Bellen, Heinz Christian Strache, Heide Schmidt und Mirko Messner. Die beiden wohl mehr auf Regionalpolitik fokussierten Kandidaten Jörg Haider und Fritz Dinkhauser hingegen haben sich verschwiegen.

Mit Oscar Bronner, der 1970 das „profil“, den „trend“ und 18 Jahre später den „Standard“ gegründet hat, haben wir einen Mann interviewt, der maßgeblich dafür verantwortlich ist, dass es in Österreich Qualitätsjournalismus gibt. Wir haben ihn zu seiner jüdischen Identität, zu seiner Jugend im Nachkriegsösterreich, seiner Beziehung zu Israel und schließlich zum österreichischen Medienmarkt befragt. Entdecken Sie eine bisher unbekannt Seite des „elder media man“.

Unser England-Korrespondent Axel Reiserer hat ein Porträt einer „alten Dame“ verfasst und in seinem Begleitmail euphorisch gemeint, dass er es in London so außerordentlich fein habe, weil dort so viele interessante Menschen zu finden seien. Judith Kerr, Autorin unter anderem von „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“, ist eine dieser spannenden Persönlichkeiten, die mit ihren 85 Jahren in ganz besonderem Maß Kraft und Lebensfreude aus England zu uns herüberschickt. Sie werden Judith Kerr lieben, und Reiserers Beitrag über Sie mit viel Vergnügen lesen.

Zwei neue Autoren haben für NU Artikel aus mehr oder weniger exotischen Gegenden beigetragen. Michael Laczynski war in Tokio auf den Spuren der dortigen jüdischen Gemeinde und erzählt von der Wissbegierde der Japaner und der Schwierigkeit, koschere Nahrungsmittel zu importieren. Christian Kollmann setzt die Reihe über jüdische Museen mit dem Haus in Hohenems fort und berichtet, wie sich die Hohenemser Diaspora, verstreut in der ganzen Welt, immer noch trifft, um die gemeinsamen Wurzeln nicht austrocknen zu lassen.

Fritz Neumann besuchte die Judo-Gruppe der Hakoah und porträtierte ihren begeisterten Trainer Peter Seisenbacher. Rainer Nowak konstatiert zehn Jahre nach der Gründung der Historikerkommission und fünf Jahre nach dem Vorliegen des Schlussberichtes ein sonderbares Desinteresse am Thema Vergangenheitsbewältigung. Lesen Sie sein Resümee, das in der Hoffnung mündet, jede Auseinandersetzung über Restitution wäre immer auch ein Stück Arbeit an der Geschichte unseres Landes.

Buchbesprechungen, Rätsel und Kommentare werden Sie weit in das Neue Jahr hinein begleiten. Ein Hinweis noch auf Martin Engelbergs Kommentar zur historischen Bedeutung von George W. Bush, der sicherlich kontroverse Diskussionen auslösen wird. Seine Thesen werden wir erst in NU 100 einer Würdigung unterziehen können. Jetzt wünsche ich Ihnen aber vorerst viel Lesevergnügen mit NU 33 und

ein herzliches Schana Tova,

Peter Menasse, Chefredakteur



UNS FREUT

dass NU-Mitarbeiter tolle Ausstellungen machen. Michaela Spiegel, die NU-Lesern wohlvertraut ist, weil sie in jeder Ausgabe knifflige Rätsel beisteuert, bittet zur Vernissage in Paris. Am 9. Oktober werden in der School Gallery Paris in der rue du temple 81 ihre Zeichnungen unter dem Titel „Le 2ème sexe et autres“ gezeigt. Die Schau läuft bis zum 31. Oktober. NU gratuliert herzlich.

UNS ÄRGERT

dass die Republik Österreich Terrorgeld freigeben will. Sechs Millionen Euro, die die Abu-Nidal-Gruppe in Wien gebunkert hatte, sollen laut einem Urteil von Anfang September von der Republik Österreich wieder freigegeben werden. Die Begründung: Die – einst auch in Wien wütende – Terrororganisation gebe es nicht mehr. Die Attentäter von einst seien nur noch „privat“ unterwegs. Es waren neben Stadtrat

Heinz Nittel vor allem Wiener Juden, die durch die Attentate vor der Synagoge und dem El-Al-Schalter in Schwechat zu Tode kamen oder verletzt wurden. IKG-Präsident Ariel Muzicant hält das Urteil „für eine Sauerei“. „Damals wurden vor dem Tempel eine schwangere Frau und ein 86-jähriger Mann umgebracht. Deren Angehörige leben heute noch. Sie werden um ihren Schadenersatz geprellt. Für die Betroffenen sind sie noch immer ein Trauma. Die Sicherheitsaufwendungen der Gemeinde sind seither enorm. Das meiste müssen wir selbst bezahlen. Das kostet in zwei Jahren etwa sechs Millionen Euro.“

UNS GEFÄLLT

die neue CD von Cantor Shmuel Barzilai mit dem Titel „Sounds of Prayer“. Darauf zu hören sind Morgengebete, Psalme, Neujahrsgebete und festli-

che Cantormusik. Barzilai hat Kompositionen von bekannten Musikern aus dem letzten Jahrhundert wie Joseph (Jossele) Rosenblatt, David Koussevitzky, Zvulun Kwartin oder Yitshak Jacques Zaludkowski (Ben Baruch) ausgewählt. Begleitet wird er vom Israel Yuval Philharmonieorchester. Für Freunde jüdischer Musik ein schönes Geschenk.



UNS EMPÖRT

„Krone“-Briefschreiber Michael Jeannée. Die „Krone“ an sich ist ja schon schwer verdauliche Lesekost, aber ihr zwischenzeitlich verschwundener und jetzt wieder aufgetauchte Briefschreiber Jeannée ist eine echte Qual. Keine Woche, in der er nicht über Frauen despektierlich schreibt. Höhepunkt vor wenigen Wochen: Eine Attacke auf „Zeit im Bild 1“-Moderatorin und NU-Mitbegründerin Danielle Spera. Sie musste sich von ihm vorwerfen lassen, als „larmoyante Tante, die bei Horrormeldungen aus dem Nahen Osten den Tränen näher als der Nachricht ist“ bezeichnet zu werden. Frauenfeindlichkeit gepaart mit kaum verhohlenem Antisemitismus. Wir finden, das ist eine echte Frechheit. Zeit, dass Herr Jeannée in den wohlverdienten Ruhestand geht.



FOTO ©: PETER LARNDORFER

SEITE 18



FOTO ©: JACQUELINE CODANY

SEITE 27



FOTO ©: CHRISTINE WURNIG

SEITE 30

EDITORIAL 3

MEMOS 4

COVER 6

INTERVIEW MIT OSCAR BRONNER
 NU sprach mit dem Standard-Herausgeber über seine jüdische Seite
Von Danielle Spera und Peter Menasse

POLITIK 12

WEN WÄHLEN?
 Welche Partei vertritt jüdische Anliegen?
Von Barbara Tóth

RESTITUTION 16

ZEHN JAHRE SPÄTER
 Was bleibt von der Historikerkommission?
Von Rainer Nowak

AUSSENPOLITIK 18

SCHANDE IN AUSCHWITZ
 Österreichs peinliche Selbstdarstellung in der KZ-Gedenkstätte
Von Irene Brickner

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 22

HOHENEMS
 Wo Geschichte zum Leben erweckt wird
Von Christian Kollmann

PORTRÄT 24

JUDITH KERR
 NU traf die Autorin des Bestsellers „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ zu einem Gespräch
Von Axel Reiserer

SPORT 27

DER GROSSE WURF
 Peter Seisenbacher trainiert die Judo-Gruppe der Hakoah. Und wie!
Von Fritz Neumann

ASIEN 30

JUDEN IN TOKIO
 Schalom gajjin! Die jüdische Gemeinde in Tokio ist klein - und ungewöhnlich
Von Michael Laczynski

LITERATUR 34

DAS „FOURTH REICH“
 Ein neues Buch erzählt die Geschichte von Juden, die nach New York flüchten mussten
Von Petra Stuiber

FILM 37

ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN
 Zum 80. Geburtstag von Karl Pfeifer ist ein Film gemacht worden
Von Thomas Schmidinger

KULTUR 38

DIE KAFFEEHAUSLITERATEN
 Das Faszinierende an der jüdischen Kaffeehauskultur des Fin de Siècle
Von Katja Sindemann

EIN SUCHBILD

AUF JIDDISCH 41
Von Michaela Spiegel

LESERBRIEFE 43

KOMMENTAR 44

Warum wir George W. Bush nicht verteufeln sollten
Von Martin Engelberg

ALLTAGSGESCHICHTEN 45

Es macht keinen Sinn, bei diesen Wahlen strategisch zu wählen
Von Erwin Javor

DAJGEZZEN UND 46

CHOCHMEZZEN
Von Peter Menasse und Erwin Javor

IMPRESSUM 48



Guten Tag, mein Name ist Oscar Bronner

Der Gründer des Nachrichtenmagazins „profil“, des Wirtschaftsmagazins „trend“ und Herausgeber des „Standard“ hat österreichische Mediengeschichte geschrieben. Hier erzählt er, warum er, obwohl in Israel geboren, kein Wort Hebräisch spricht und wie das ist, wenn ein Priester einem Sabre einsagen muss.

VON DANIELLE SPERA, PETER MENASSE UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Sich auf ein Interview mit Ihnen vorzubereiten, ist gar nicht so leicht: Informationen zu Ihrer beruflichen Laufbahn gibt es zur Genüge, aber nichts über Ihre Kindheit und Jugend, außer dem Datum und Ort der Geburt. Sie sind in Haifa geboren und damit ein echter Sabre.

Bronner: Ja, aber ich habe kaum Erinnerungen an Israel und außerdem auch die Sprache verlernt. Ich war fünf Jahre alt, als wir nach Wien gekommen sind und habe damals nur hebräisch gesprochen, Deutsch zwar verstanden, aber erst in Wien richtig erlernt. Die Eltern meiner Mutter sind damals gerade aus der Emigration in Schanghai nach Wien zurückgekommen und haben mich nicht verstanden, daher haben alle mein Deutsch forciert. Das war so erfolgreich, dass von meinem Ivrit nach kürzester Zeit nichts mehr übrig geblieben ist. Deutsch ist schnell meine Sprache geworden. Nachdem ich in einem absolut unreligiösen Elternhaus aufgewachsen bin, habe ich mit Hebräisch in keiner Weise mehr etwas zu tun gehabt. Wenn man religiös aufwächst, bleibt man in Kontakt mit der Sprache, das war bei mir aber nicht der Fall.

Das heißt, Ihre Familie hat das Judentum nicht praktiziert?

Nein, es gab keine Tempelbesuche, es gab kein Gebetbuch, es gab keine Feiertage. Von meinem Großvater weiß ich, dass er in den Tempel gegangen ist.

Sie haben also nur fünf Jahre in Israel gelebt, gibt es noch Kindheitserinnerungen?

Kaum. Ich bin, als ich 17 war, gemeinsam mit meinem Vater das erste Mal wieder nach Israel gefahren. Er hat mir gezeigt, wo wir gewohnt ha-

ben, und mir dabei dauernd erzählt, wie sehr sich alles verändert habe. In mir sind keine Erinnerungen erwacht. Ich hatte die Hoffnung, dass es in den drei Wochen meines Aufenthalts plötzlich „Klick“ macht und die Sprache wiederkommt, aber auch da war null Erinnerung. Ich habe keinen Zugang zu dieser Sprache gefunden. Später habe ich versucht, in Wien einen Hebräisch-Kurs zu absolvieren. Auch noch mit der Hoffnung, dass irgendwann der verschüttete Sprachschatz wieder auftaucht, denn ich bin kein besonderer Lerner. Im Lauf des Kurses fragte mich der Lehrer etwas, ich hatte keine Ahnung, da hat mir von hinten

ich oft die Artikel verwechselt. Aber schon in der Volksschule bin ich ein guter Schüler gewesen.

Über Ihren Vater weiß man so gut wie alles, über Ihre Mutter dagegen gar nichts. Welchen familiären Hintergrund hatte sie?

Meine Großeltern väterlicherseits sind von den Nazis ermordet worden. Die Eltern meiner Mutter konnten sich nach Schanghai durchschlagen. Sie waren Wiener Juden, deren Familien seit Generationen hier gelebt haben. Der Großvater meiner Mutter war Landrabbiner im March-



Oscar Bronner, Danielle Spera und Peter Menasse in Bronners Büro

jemand eingesagt. Als ich mich umdrehte, um mich zu bedanken, habe ich festgestellt, dass mein Helfer ein katholischer Priester war. Ich habe das als schmachvoll empfunden, dass ein Priester einem Sabre einsagen muss. Da habe ich es endgültig aufgegeben.

Wie war Ihre Ankunft in Wien? Konnten Sie sich schnell einleben?

Ich erinnere mich, dass ich viele Fehler beim Sprechen gemacht habe, das war mir peinlich. Vor allem habe

feld, wo er von Dorf zu Dorf gefahren ist, um seine Rabbinerpflichten zu erfüllen. Als mir meine Mutter davon erzählt hat, konnte ich fast nicht glauben, dass es auf dem Land auch Juden gegeben hat.

Wie haben sich Ihre Eltern denn kennengelernt?

Als Jugendliche in Wien. Meine Mutter war Zionistin und ist ganz offiziell nach Israel gegangen. Sie hat ei-

„Ich habe immer vor der Medienkonzentration gewarnt. Das zu ändern, setzt Zivilcourage voraus. Das ist in Österreich nicht Mainstream.“

ne landwirtschaftliche Schule in Talpiot besucht. Die abenteuerliche Flucht meines Vaters aus Wien ist ja hinlänglich bekannt, er ist illegal nach Israel eingereist. Dort war meine Mutter seine einzige Bekannte. Er hat sie gesucht, gefunden und die beiden haben als 18-Jährige geheiratet. Als meine Mutter zwanzig war, bin ich auf die Welt gekommen.

Ihre Eltern haben aber Israel noch vor der Staatsgründung verlassen? Die Ehe ist bald zerbrochen.

Anfang 1948 sind wir nach Wien gefahren, weil meine Mutter ihre Eltern wiedersehen wollte. Meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich elf Jahre alt war. Sie waren immerhin dreizehn Jahre verheiratet, eigentlich eine lange Zeit für eine „Kinderhe“.

Und wie war Ihre Schulzeit, war es ein Thema, dass Sie Jude sind?

Nein, überhaupt nicht. Ich habe die Volksschule in der Börsegasse besucht, wir haben um die Ecke,

am Passauer Platz, gewohnt. Dort war dann übrigens auch die erste „Standard“-Redaktion, was für mich ein bisschen ein „Nach-Hause-Kommen“ bedeutet hat. Anschließend war ich kurz im Lycée, damals noch in der Breitenseer Straße, neben einer französischen Kaserne. Wir haben in den Pausen den Soldaten beim Exerzieren zugeschaut. Dort war ich nur drei Monate lang, weil wir dann nach Hamburg übersiedelt sind, wo mein Vater als eine Art Pionier beim Aufbau des Fernsehens mitgearbeitet hat. Den Rundfunk kannte ich ja schon, aber es war mir nicht möglich mir vorzustellen, wie Fernsehen funktionieren kann. Es hat damals nur ein paar Hundert Apparate gegeben. Ich war fasziniert. Auch mein Vater hat immer von dieser Zeit des Experimentierens geschwärmt und gemeint: „Man kann alles probieren, denn wenn es schiefgeht, bekommen es nur ganz wenige mit.“

Hatten Sie in Wien jüdische Freunde, waren Sie in jüdischer Gesellschaft?

Auch da hat das Judentum keinerlei

Rolle gespielt. Später, in der Studentenzeit, war ich mit einem jüdischen Mädchen zusammen. Sie ist allerdings aus einer kommunistischen Familie gekommen, da hat die Religion auch keine Rolle gespielt. Irgendwann habe ich natürlich mitbekommen, dass es Juden in Wien gibt und dass sie in einer Art Ghetto leben. Bis heute ist es aber offenbar so, dass es hier für viele eine Frage ist, ob jemand Jude ist, oder nach übernommenen Nürnberger Gesetzen Halbjude, Vierteljude oder was auch immer.

Wie war das, als Sie in den USA gelebt haben?

Wenn man in Manhattan in einem intellektuellen Umfeld verkehrt, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, dass man es mehrheitlich mit Juden zu tun hat. Ich habe dort eigentlich zum ersten Mal einen richtigen familiären Sederabend erlebt. Es ist dort ganz selbstverständlich, dass man eingeladen wird. In Wien gab es einmal eine Dame, die sich bemüht hat, nichtreligiösen Juden das Judentum beizubringen, da war ich schon einmal bei einem Sederabend dabei, aber das war schon eine sehr bemühte Aktion. In New York habe ich die Normalität erlebt. Die meisten Juden feiern aber auch Thanksgiving, das gehört zur Folklore der Stadt. Diese Normalität hat mir gut gefallen.

Ihr Vater war eine starke Persönlichkeit, war er in Ihrem Leben dominanter, prägender als Ihre Mutter?

Mein Vater war prägender durch seine Inhalte. Als Mensch hat mich sicher meine Mutter stark beeinflusst. Ich habe nach der Scheidung meiner Eltern mit meiner Mutter gelebt, daher hat sie eine wichtige Rolle in meinem Leben gespielt.

Ihr Vater ist spät in seinem Leben zum Judentum zurückgekehrt, er hat

Bronner in seinem New Yorker Maleratelier. Erst in Manhattan erlebte er einen „richtigen familiären Sederabend“.





sich sogar die Teilnahme an Sederabenden gewünscht.

Das überrascht mich zu hören. Ich habe ihn nie bei einem Sederabend oder Shabbatabend erlebt. Mein Vater hatte mit der Religion überhaupt nichts am Hut, er hat sich als orthodoxen Atheisten bezeichnet, aber er war jüdischer Abstammung und hat das mit zunehmendem Alter mehr und mehr akzeptiert. Er hat sogar die Musik für einen jüdischen Gottesdienst geschrieben. Aber das war vollkommen losgelöst von der Religion.

Haben Sie es je bedauert, ohne Religion und Tradition aufgewachsen zu sein?

Es hat mir nicht gefehlt. Es wäre schon interessant, mehr darüber zu wissen. Ein bisschen habe ich mir selbst angeeignet. Ich bin ein areligiöser Mensch, Religion ist für mich Voodoo. Mein Zugang ist: Der Mensch schuf Gott nach seinem Ebenbild.

Wie ist das mit der Erziehung Ihrer Kinder?

Meine Frau kommt aus einem religiösen Elternhaus. Daher kriegen die Kinder mehr Religion mit als ich seinerzeit. Aber auch hier leben wir Liberalität. Mein ältester Sohn stammt aus einer anderen Beziehung, für ihn ist Religion kein Thema. Bei meinen jüngeren Kindern will es der Zufall, dass der Bub derzeit mehr Zugang zur Religion hat und das Mädchen weniger. Mal schauen, wie das weitergeht.

Wie ist Ihr persönliches Verhältnis zu Israel? Sie haben eine Wohnung dort. Ist Israel für Sie ein Urlaubsort oder doch mehr als das?

Es ist für mich ein Urlaubsort, dort zu leben, kann ich mir nicht vorstellen. Unter anderem, weil ich die Spra-



„Ich habe es als schmachvoll empfunden, dass ein Priester einem Sabre einsagen muss.“

che nicht kann und mich mit Hilfe von Englisch – wie ein Tourist – bewegen muss. Ich habe aber einige sehr gute Freunde gefunden, sodass ich mehr erfahre als aus der medialen Beobachtung. Es ist schon eine verkehrte Welt: In Europa hält man Israel für die starke Macht in der Region und die anderen für weniger stark. Dazu hat mir ein Israeli einmal gesagt: Wenn man versucht, 50 oder 100 Jahre in die Zukunft zu schauen und sich fragt, ob es dann noch einen Palästinenserstaat geben wird, ist die Antwort selbstverständlich ja. Hinter der Frage, ob ein jüdischer Staat existieren wird, da steht ein großes Fragezeichen. Das sieht man in Europa nicht ein.

Als Sie „trend“ und „profil“ gegründet haben, war das auch ein Schritt heraus aus der Anonymität. Damals war es plötzlich für viele in Österreich ein Thema, dass Sie Jude sind.

Das hat die anderen mehr beschäftigt als mich. Wenn du als Jude eine Zeitung gründest, ist sie für manche automatisch „das Judenblatt“. Sie nehmen dann auch an, dass Israel in der Zeitung besonders behandelt wird. Bei „profil“ war Israel allerdings kein großes Thema, da es sich primär mit österreichischen Themen beschäftigt hat. Ich hab jedenfalls plötzlich mitbekommen, dass es für manche Leute ein Problem darstellt, dass ich Jude bin. Spätestens, als ich eine Warnung von der Kultusgemeinde bekommen habe, dass ich auf einer Liste von bedrohten Personen stehe.

Haben Sie als einer der wichtigsten österreichischen Medienmacher je Ressentiments wegen Ihrer Herkunft verspürt? Ich habe einen Bericht eines Journalisten in der „Presse“ gefunden, der erzählt, dass er einen jungen österreichischen Verlagsmanager getroffen und mit ihm über die Zeitungsszene gesprochen habe. Als er erwähnt hat, Sie wären ein gewiefter Geschäftsmann, habe der Manager gemeint: „Ein Jud‘ eben.“ Das von einem vergleichsweise jungen Menschen, der es in Österreich zu etwas gebracht hat.

Ja, das ist das Seltsame. Bei allen drei Gründungen wurde ich jeweils für verrückt erklärt, weil so etwas in Österreich nicht funktionieren könne. Die Menschen hier seien zu blöd. Immer bin ich mit dem Zitat konfrontiert worden, dass jedes Land die Zeitungen habe, die es verdienen würde. Und ein solches Projekt hätte wirtschaftlich keine Chance, es werde zu wenig Leser geben, zu wenige Inserenten. Meine Antwort war stets, dass ich die Österreicher für ein Volk wie jedes andere halte, mit einem ähnlichen Konsumverhalten wie das der Bevölkerungen in vergleichbaren Ländern, mit den gleichen Automarken, mit besser und schlechter gekleideten Leuten. Es gibt einen ähnlichen Prozentsatz an Idi-



in der „jüdischen Gasse“ auf wenig Verständnis.

Der „Standard“ ist kein Organ einer politischen Gruppierung oder einer Interessengruppe. Daran ändert auch das Faktum nichts, dass ich Jude bin und in Israel geboren wurde. Wir schreiben ausgewogen. Aus Israel berichtet mit Ben Segenreich ein sehr guter Korrespondent. Israel kann bei uns keine Sonderstellung einnehmen. Wir sind eine österreichische Tageszeitung.

Vom „Standard“ wird gefordert, dem latenten Antisemitismus und der anti-israelischen Stimmung in Österreich mehr entgegenzusetzen. Es gibt manchmal Vorwürfe, dass der „Standard“ da sozusagen „auslässt“.

Einem militanten Zionisten wird man es sicher nicht recht machen können. Das ist auch nicht unser Ziel, wir berichten über die Region, auch aus den arabischen Ländern. Gudrun Harrer ist eine außenpolitische Expertin, sie ist Arabistin, spricht aber auch hebräisch und hat hervorragende Kontakte nach Israel. Ich kann nur sagen, dass ich nicht immer einer Meinung mit allem bin, was bei uns erscheint, aber das betrifft nicht nur Israel. Der „Standard“ ist eine unabhängige Zeitung und diese Unabhängigkeit, auch von meinen persönlichen Vorlieben, wird täglich gelebt. Gelegentlich wundern sich Freunde, dass auch über sie kritisch berichtet wird, und ich frage dann immer, wie stellt ihr euch das vor? Dass ich ein schwarzes Brett einrichte und den Journalisten sage, das sind meine Freunde, über die muss positiv berichtet werden. Ich sehe jedenfalls nicht, dass der „Standard“ eine anti-israelische Linie hat, das wäre auch nicht der Blattlinie entsprechend und da würde ich eingreifen. Wenn Kritisches gebracht wird, dann stammt es zumeist aus israelischen Medien. Seit Haaretz im Internet zu lesen ist,

oten und an intelligenten Menschen. Die Österreicher hätten noch nie die Chance gehabt, Publikationen wie „trend“, „profil“ oder „Standard“ abzulehnen, weil es vorher noch nie jemand probiert hatte. Andere meinten ständig, ich würde viel Geld verlieren. Als es aber dann wirtschaftlich funktioniert hat, da hieß es auf einmal, der gewiefte Jude, der macht das ja nur, um Geld zu verdienen. Und als ich den „Standard“ in der Waldheim-Zeit gegründet habe, sagten gleich welche, das wird sicher von der „Ostküste“ finanziert, als Kampfblatt gegen Waldheim. Also wenn man jemandem etwas Schlechtes nachsagen will, findet man immer etwas, und sei es das Geld. You can't do right.

Sie sind schon so lange im Zeitungsgeschäft. Macht es noch Spaß?

Im Prinzip ja, aber mittlerweile habe ich ein gewisses Alter erreicht und interessiere mich für viele Details

nicht mehr so wie früher. Es wäre aber notwendig, und daher ziehe ich mich zunehmend aus der operativen Tätigkeit zurück. Die Tagesarbeit wird mittlerweile von anderen gemacht. Auf dem redaktionellen Sektor habe ich das besondere Glück, eine ausgezeichnete Chefredakteurin zu haben, auch auf wirtschaftlichem Gebiet habe ich einen wunderbaren Mitarbeiter, sie erledigen die Tagesarbeit. Ich bleibe Herausgeber und achte darauf, dass die Blattlinie eingehalten wird. Aber auch da weiß ich, dass das kein großes Problem darstellt bei der Redaktion unter dieser Führung. Ich werde also weiterhin den „Standard“ leiten, aber nicht mehr in der Tagesarbeit.

Zur Tagesarbeit: Die Medien in Österreich sind sehr israelkritisch, manche beklagen, dass der „Standard“ zu wenig Aufklärungsarbeit leisten würde, im Gegenteil: dass auch im „Standard“ die Berichterstattung überkritisch gegenüber Israel sei. Das stößt

„Ich habe beruflich richtig entschieden und meine 13 Jahre dazwischen in New York, wo ich mich mit dem Malen befassen konnte, waren eine wunderbare Zeit.“

kann das auch jeder überprüfen. Wir geben die Diskussion innerhalb Israels wieder und die ist durchaus kritisch.

Wie hat sich der Medienmarkt in den Jahren seit Ihrem Einstieg in den Zeitungsmarkt verändert?

Österreich ist medial sicher ein normaleres Land geworden. Bis in die 70er Jahre haben Parteizeitungen eine große Rolle gespielt, die meisten Zeitungen waren einer Partei oder einer Interessengruppe zuzuordnen. Das hat sich geändert. Der zweite Aspekt ist, dass es heute einen unabhängigen Qualitätssektor gibt, zu dem ich sicher einiges beigetragen habe mit „profil“, „trend“ und „Standard“. Leider gibt es aber auch eine enorme Boulevardisierung, die Kronen Zeitung spielt eine dominierende Rolle und es gibt heute viel mehr Boulevardmedien. Und es gibt etwas, das ich besonders anprangere, das ist die Medienkonzentration, die vermutlich in der zivilisierten Welt einmalig ist.

Kann ein österreichischer Politiker diese Konzentration überhaupt noch zerschlagen? Würden sich diese Medien nicht sofort gegen ihn wenden, sodass der Versuch scheitern würde? Gibt es einen Ausweg aus der Medienkonzentration?

Das setzt Zivilcourage voraus und ich glaube, das ist in Österreich nicht der mainstream. Ich habe schon in den frühen 1970er Jahren vor der sich abzeichnenden Konzentration gewarnt, und davor, dass es im Nachhinein für die Politik sehr schwer wird, das zu ändern. Dass es dann noch ärger geworden ist, weil sich immer mehr Politiker arrangiert haben, gehört leider auch dazu. Jeder glaubt sich für den Moment einen Vorteil herauszuholen. Das ist der klassische Unterschied zwischen Politikern und Staatsmännern. Der Politiker denkt an die nächste Wahl, der Staatsmann denkt an die

Zukunft. Wir haben viele Politiker, die nur an die nächste Wahl denken und sich arrangieren wollen. So schaut es hier halt aus.

Und was sagen Sie zum Brief von Faymann und Gusenbauer an Dichand?

Wie immer man zu Schwarz-Blau gestanden ist, da muss man Schlüssel Tribut zollen, dass er gegen die Wünsche der „Krone“ gehandelt hat. Und damit auch unter Beweis gestellt hat, was mit Gestaltungswillen zu erreichen ist. Aber es ist leichter sich zu arrangieren. Das Ausmaß, mit dem sich die SPÖ anbietet, und da meine ich nicht den Brief an die Kronen Zeitung, sondern den Inhalt des Briefs, das ist beängstigend. Und sollte das erfolgreich sein, bin ich sehr pessimistisch, denn dann werden in allen Parteien nur noch die agieren können, die bei so etwas mitspielen. Ein Politiker muss sehr mutig sein, um dagegen aufzutreten.

Ist es für den „Standard“ von Bedeutung, welche Regierungszusammensetzung es nach der Wahl geben wird?

Nein, und ich habe auch keine Ahnung, wie die Wahl ausgehen wird.

Sie haben in einem Interview gesagt: „Ich mag keine Stagnation. Ich bin einfach ein Mensch, der gerne aufbaut, und ich hab noch viele Pläne.“ Wie schauen diese Pläne aus?

Einen der Pläne habe ich gerade realisiert, indem ich die Anteile der Süddeutschen zurückgekauft habe. Der Hintergrund dafür ist, dass der „Standard“ aus zwei Firmen besteht, aus der Zeitung einerseits und dem Online-Bereich andererseits. Im Gegensatz zu anderen Zeitungen ist bei uns der Online-Teil eine eigenständige und auch sehr erfolgreiche Firma. Wir führen die beiden Teile jetzt mittels einer

Holding zusammen, damit die weiterhin selbstständig agierenden Einheiten besser zusammenarbeiten können. Viele Zeitungen hatten Angst vor dem Aufbau einer Online-Redaktion gehabt, weil sie fürchteten, die eigene Zeitung zu kannibalisieren. Mein Credo hingegen war immer, wenn denn schon jemand die Zeitung kannibalisieren sollte, ist es mir lieber, ich mache es selber als jemand anderer. Und letztendlich hat sich gezeigt, dass der Zeitung überhaupt kein Schaden entstanden ist. Das Ziel sind jetzt gemeinsame Projekte, sowohl in journalistischer als auch in werblicher Hinsicht.

Wenn Sie Ihr bisheriges Leben Revue passieren lassen, gibt es da etwas, das Sie anders machen würden?

Ich habe einiges gemacht in meinem Leben, darunter auch einige Fehler. Aber ich bin froh darüber, dass der Saldo positiv ist, also die richtigen Entscheidungen die Fehler übertreffen. Ich habe beruflich richtig entschieden und meine 13 Jahre dazwischen in New York, wo ich mich mit dem Malen befassen konnte, waren eine wunderbare Zeit. Das Malen ist mir immer wichtig gewesen, sodass ich mir in meiner Jugend schon die Frage gestellt habe, in welche Richtung ich gehen sollte: Malen oder Schreiben. Schließlich bin ich dann im Journalismus gelandet. Insgesamt habe ich sehr viel Glück gehabt in meinem Leben. Das lässt sich schwer planen.

Ihr Leben in zwanzig Jahren, wo sehen Sie sich?

Ein Vorteil meines Rückzugs aus der operativen Tätigkeit ist sicher, dass ich den Kopf frei bekomme, um zu malen. Ich habe mir ein Atelier eingerichtet, das wartet auf mich.

Destination?

Wien.

Wen wählen?

NU hat allen antretenden Parteien neun Fragen zur Wahl gestellt. Das BZÖ hat nicht geantwortet, was uns nicht weiter stört. Lesen Sie, was die anderen über Antisemitismus, jüdische Zuwanderung und Israel zu sagen haben.

VON BARBARA TÓTH

DIE FRAGEN

- 1) In Deutschland gibt es ein gezieltes Zuwanderungsprogramm für Juden aus den ehemaligen GUS-Staaten. Ist Ihre Partei dafür, ein ähnliches Programm in Österreich zu unterstützen?
- 2) Wie sehen Sie die Zukunft des Nationalfonds?
- 3) Ist schon genug an Entschädigung passiert?
- 4) Verschiedene Pläne für ein Zeitgeschichte-Museum liegen auf dem Tisch. Was ist die Vorstellung Ihrer Partei von einer solchen Institution?
- 5) Waren Sie schon einmal in einer Synagoge?
- 6) Wann haben Sie das letzte Mal Israel besucht – und zu welchem Anlass?
- 7) Können Sie nachvollziehen, dass sich Israel durch das iranische Atomprogramm bedroht fühlt?
- 8) Was verbinden Sie mit dem Begriff Ostküste?
- 9) Wird Antisemitismus in der österreichischen Medienberichterstattung überbewertet?



WERNER FAYMANN, SPÖ

- 1) Ein derartiges Projekt ist natürlich auch für Österreich vorstellbar. Besonders aufgrund der Tatsache, dass gerade die jüdische Bevölkerung in diesem Teil Europas einem besonders hohen Leidensdruck und tragischen (Familien-)Schicksalen ausgesetzt war. Österreich bekennt sich hier zu seiner historischen Verantwortung.
- 2) Der Nationalfonds hat sich – aufgrund seiner Aufgabenstellung – zu einem „kollektiven Gedächtnis“ entwickelt. Insgesamt sind mehr als 30.000 Lebensgeschichten im Nationalfonds auffindbar. Der Charakter des Fonds wird sich naturgemäß ändern. So ist vorstellbar, dass das Archiv eine allgemein nutzbare Datenbank wird. Unbestreitbar ist, dass aufgrund der großen Anzahl von Biographien, die alle ganz besondere Einzelschicksale darstellen, der Nationalfonds als ein wichtiger und zentraler Bestandteil der österreichischen Gedenkkultur für die Zeit „ohne Zeitzeugen“ anzusehen ist. Es muss auch weiterhin, für die nächsten Generationen, aber auch für die weitere wissenschaftliche Forschung, sichergestellt werden, dass diese Schicksale für das Aufarbeiten und das Nachvollziehen der Zeit des Nationalsozialismus zur Verfügung stehen.
- 3) Diese Frage kann so nicht gestellt werden. Erinnern wir uns, dass nur Personen oder Vereinigungen eine Entschädigung erhalten, die vom NS-Regime aus politischen Gründen, wegen ihrer Abstammung, Religion, Nationalität, sexuellen Orientierung etc. verfolgt wurden. Oder jene, die das Land verlassen mussten, um einer solchen Verfolgung zu entgehen, und die dadurch Verluste oder Schäden erlitten haben. Erlittenes Unrecht und geraubtes Eigentum haben weder ein Ablaufdatum noch sind sie einer finanziellen Obergrenze unterzuordnen. Die moralische Verpflichtung bleibt bestehen. Aufgrund der bisherigen Maßnahmen und der Arbeit des Nationalfonds kann aber davon ausgegangen werden, dass sich die reine „Entschädigungsarbeit“ und die „Entschädigung“ einem Ende zuneigt. Das hat aber nichts damit zu tun, dass „genug“ an Entschädigung bereits passiert ist, was ja zumeist nur von jenen Kreisen geäußert wird, welche die Entschädigung an sich in Frage stellen.
- 4) Wir unterstützen dieses Projekt sehr stark. Ein Haus der Geschichte sollte in Österreich unbedingt seinen Platz bekommen. Die zugrundeliegende, zweistufige Ausschreibung soll bis Ende des Jahres entschieden sein. Für uns ist es wichtig, dass in einem offenen Dialog ein dezentraler Charakter begünstigt wird, durch eine starke Einbindung bestehender Institutionen und Organisationen. Natürlich ist für uns eine enge Zusammenarbeit mit der Kultusgemeinde ein wichtiges Element bei diesem Vorhaben.
- 5) Ja.
- 6) Im Zuge meiner Tätigkeit als Gemeinderat hatte ich Gelegenheit, Jerusalem zu besuchen und anschließend bei einer Rundreise Israel kennenzulernen.
- 7) Ja. Nicht nur der Wille zur Atommacht der iranischen Regierung, auch deren offener Antisemitismus und die Verweigerung der Anerkennung des Existenzrechtes des Staates Israel machen die iranische Atompolitik äußerst gefährlich.
- 8) Eine geografische Region.
- 9) Nein. Antisemitismus kann nicht überbewertet werden. In der österreichischen (Medien-)Öffentlichkeit muss der sensible Umgang mit Rassismus und Antisemitismus sichergestellt sein. Wird von Überbewertung gesprochen, liegt dahinter sehr oft der Versuch der Verharmlosung der Verharmlosung.

WILHELM MOLTERER, ÖVP

- 1) Darüber will ich eine breite Diskussion mit allen gesellschaftlichen Gruppen führen.
- 2) Den Nationalfonds wird und muss es so lange geben, so lange er noch Aufgaben zu erfüllen hat.
- 3) Hier ist in den letzten 10 Jahren viel passiert, um die Lücken der Nachkriegsentschädigung zu schließen – denken Sie nur an die aus dem Versöhnungsfonds geleisteten Entschädigungen für ehemalige Sklaven- und Zwangsarbeiter in Höhe von über 450 Millionen Euro, dazu auch die Leistungen aus dem Entschädigungs- und dem Nationalfonds. Klar ist aber: Materielle Entschädigung kann nie geschehenes Unrecht wiedergutmachen.
- 4) Das ist ein wichtiges gesellschaftspolitisches Anliegen – über das es auch in der Regierung Konsens gibt. Derzeit läuft das Auswahlverfahren für ein Museumsberatungsunternehmen.
- 5) Ja.
- 6) Leider hatte ich dazu noch nicht die Möglichkeit, würde mich aber freuen, wenn mich eine der nächsten Reisen nach Israel führt.
- 7) Diese Ängste gibt es zu Recht. Daher ist es wichtig, dass sich die EU dieses Themas angenommen hat und wichtige Schritte setzt. Klar ist, dass der Iran sein Uran-Anreicherungsprogramm einstellen muss.
- 8) Spannende Menschen und spannende Orte.
- 9) Nein, den Eindruck habe ich nicht. Jeglichen Antisemitismus lehne ich strikt ab. Daher bin ich auch froh, dass wir für das künftige Simon-Wiesenthal-Zentrum eine neue und würdige Heimstätte gefunden haben. Das neue Zentrum wird im Palais Strozzi im 8. Wiener Gemeindebezirk eingerichtet, derzeit laufen die Planungsarbeiten. Das Gebäude ist im Moment als Finanzamt in Verwendung – künftig wird dort diese wichtige Forschungsstätte zur Aufklärung und Prävention eingerichtet.

ALEXANDER VAN DER BELLEN, GRÜNE

- 1) Ja, selbstverständlich! Wir sind die einzige Partei, die sich überhaupt zu sagen traut, dass Österreich ein Einwanderungsland ist und Einwanderung braucht. Insbesondere aber haben wir schon im Jahr 2001 im Parlament Anträge zur spezifischen Begünstigung des Zuzugs jüdischer Einwanderer gestellt – damals noch unter Federführung von Terezija Stoisits, der heutigen Volksanwältin. SPÖ und ÖVP ließen uns abblitzen. Wir stehen nach wie vor dazu.
- 2) Der Nationalfonds soll sich in den nächsten Jahren vor allem um die wenigen noch lebenden Holocaustopfer kümmern und sie dabei unterstützen, ihre Ansprüche vor allem auch im Bereich des Pflegegeldes durchzusetzen. Bevor über die Zukunft des Nationalfonds spekuliert wird, sollte es endlich einmal eine externe wissenschaftliche Evaluierung dieser Institution geben. Erst danach kann seriöserweise überlegt werden, welche Aufgaben in Zukunft der Nationalfonds haben könnte. Wobei es eine Möglichkeit wäre, wissenschaftliche und pädagogische Aufgaben im Simon-Wiesenthal-Zentrum zu bündeln. Der Nationalfonds kann hier vor allem durch finanzielle Unterstützung einen aktiven Beitrag leisten.
- 3) Immer noch warten die Menschen auf ihre Zahlungen aus dem Entschädigungsfonds; tatsächlich werden nur 10 bis 12 % der errechneten Schadensbeträge ausgezahlt. Es sind immer noch nicht alle Anträge bearbeitet, viele der Opfer werden die Auszahlung nicht mehr erleben. Nein, es ist definitiv nicht genug passiert.
- 4) Ein Zeitgeschichte-Museum, egal ob es nun „Haus der Geschichte der Republik Österreich“ oder sonst wie heißt, dient lediglich der in moderne Architektur gegossenen Hegemonialisierung einer ganz bestimmten Geschichtserzählung. Eine solche Anschauung ist völlig veraltet. Unter dem Titel „Mobile der Geschichte“ legen die Grünen daher ihren Schwerpunkt auf Fragmentierung, Multiperspektivität und Interdisziplinarität. Wir fördern modulartig aufgebaute didaktische Konzepte, in denen jeweils ein sehr eng und spezifisch umrissenes Thema aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts aus unterschiedlichsten künstlerischen, historischen, soziologischen, politischen oder kunsthistorischen Perspektiven beleuchtet wird. Das ist flexibler, moderner, sinnvoller und letztlich auch billiger als megalomane Repräsentations- und Ausstellungsarchitektur. Ganz abgesehen davon entstünde mit dem Haus der Geschichte de facto ein weiteres Bundesmuseum, ein Ressourcen verschlingendes Repräsentationsobjekt, das – in Zeiten stagnierender Kulturbudgets – mit Sicherheit negative Auswirkungen auf die Finanzsituation der anderen Bundesmuseen hätte.
- 5) Ja.
- 6) Anfang November 2001 besuchte eine kleine Delegation der Grünen Israel und die Palästinensischen Autonomiegebiete. Die Reise der Grünen stand vor allem im Zeichen der Verbesserung der Beziehungen zwischen Österreich und Israel. Gleichzeitig haben wir Informationen und Meinungen zum Nahostkonflikt eingeholt und entsprechende Kontakte geknüpft.
- 7) Ja, das können wir. Wir sind insbesondere über die israel-feindlichen Aussagen des iranischen Präsidenten Ahmadinedschad schockiert. Im Übrigen habe ich kein Hehl aus meiner Meinung gemacht, dass der iranische Präsident wegen anderer Äußerungen – Leugnung des Holocaust – in Österreich vor Gericht käme und strafrechtlich verurteilt würde (so hoffe ich zumindest).
- 8) Mit dem Begriff Ostküste verbinde ich persönlich die außergewöhnliche Stadt New York, jenen Hafen, in dem im 19. und 20. Jahrhundert viele Flüchtlinge gelandet sind und damit in Sicherheit waren. Weitere Assoziationen sind die Agglomeration Boston/Cambridge mit ihren weltberühmten Universitäten, Wanderungen durch den Indian Summer in Maine und ein kurzer Urlaub in Vermont. Andere Menschen verwenden den Begriff, wie etwa in der Auseinandersetzung um Kurt Waldheim, als Chiffre, um antisemitische Klischees zu etablieren.
- 9) Nein, ganz im Gegenteil. Einige Medien in Österreich spielen nach wie vor ganz bewusst mit antisemitischen Klischees, ohne dass sie dafür Konsequenzen zu befürchten haben. Macht man darauf aufmerksam, wird man häufig als Mensch verunglimpft, der angeblich „keinen Spaß versteht“. Bezüglich der Sensibilität hinsichtlich antisemitischer Stereotype hat Österreich offenkundig großen Nachholbedarf.

HEINZ CHRISTIAN STRACHE, FPÖ

- 1) Deutschland ist in dieser Hinsicht nicht mit Österreich vergleichbar. Schon unter Bundeskanzler Kreisky wurde für die Juden, die aus dem Iran über Österreich in die ganze Welt emigrierten, sehr viel getan.
- 2) Er wird sich weiterhin den Menschen, die Opfer des nationalsozialistischen Regimes geworden sind, zu widmen haben.
- 3) Das erlittene Unrecht wird niemals in Form von finanziellen Zuwendungen wiedergutmacht werden können.
- 4) Dieses Museum soll sich mit der Geschichte Österreichs und der Menschen in unserem Land auseinandersetzen. Es soll Wahrheiten abseits von Dogmen transportieren.
- 5) Ja, des Öfteren.
- 6) Im Juni 2002 zur Eröffnung der Judaika-Ausstellung des Künstlers Salvador Dali in der Präsidentenresidenz in Jerusalem. Dabei wurden wir vom damaligen Staatspräsidenten Moshe Katsav begrüßt. Die FPÖ-Delegation unter der Leitung unseres Landtagsabgeordneten David Lasar wurde anschließend auch von einer Reihe von Knesset-Abgeordneten und dem Ehrengastmitglied des jüdischen Nationalfonds, Kerem Kajemeth le Israel, und Botschafter a. D. Dr. Yitshac Meir zu Gesprächen empfangen.
- 7) Ja. Die ganze Welt fühlt sich durch Atomwaffen bedroht. Ich verabscheue Gewalt, ganz besonders aber nukleare Gewalt.
- 8) New York, Boston – einen geografischen Begriff.
- 9) Diesen Eindruck habe ich nicht gewonnen.

HEIDE SCHMIDT, LIF

- 1) Ja, zumal unser Land ja auch Zuwanderung braucht. Was läge daher näher, als auch jene Menschen einzuladen, zu denen wir einen unmittelbaren Bezug haben.
- 2) Als eine ständige Entwicklung, die vor allem auch Aktionen initiiert und unterstützt, die dazu dienen, dass wir aus unserer Geschichte lernen.
- 3) Nein, zumal überdies das Procedere so schleppend passiert, dass immer weniger Menschen die Entschädigung noch erleben. Dass es kein leidenschaftliches Engagement gibt, das zu ändern, tut weh.
- 4) Ich wünsche mir einen Architekturwettbewerb, um schon mit der Qualität des Gebäudes ein Zeichen zu setzen. Das Konzept selbst sollte auf dialogische Elemente bauen und dem jüngsten dunklen Kapitel unserer Geschichte breiten Raum geben. Vor allem aber darf man das Projekt nicht mehr auf die lange Bank schieben.
- 5) Ja, selbstverständlich.
- 6) Anfang der 90er Jahre im Zusammenhang mit einem Kongress.
- 7) Ja, vor allem im Zusammenhang mit Aussagen iranischer Politiker, die das Existenzrecht Israels in Frage stellen.
- 8) Ein antisemitisches Codewort. Und das Bedauern darüber, wie viele Menschen das nicht spüren.
- 9) Nein, es mangelt sogar oft an der notwendigen Sensibilität und Aufmerksamkeit.

MIRKO MESSNER, KPÖ

- 1) Wir sind für offene Grenzen, Zuwanderung soll nicht auf bestimmte ethnische Gruppen oder Nationalitäten ausgerichtet werden.
- 2) Der Nationalfonds sollte aus Budgetmitteln weiter gespeist werden und könnte antifaschistische Aufklärungsarbeit in Geschichte, Kunst und Kultur finanzieren.
- 3) Natürlich nicht. Die bisherigen Summen sind ja Kompromisse komplizierter internationaler Verhandlungen gewesen. Vielen Überlebenden des Holocaust und ihren Nachkommen geht es aber vor allem um die öffentliche Auseinandersetzung mit den Tätern, mit dem verbrecherischen System und um Garantien, die ein Wiederaufleben des Antisemitismus und Rassismus im politischen System verhindern.
- 4) Die KPÖ ist für ein Zeitgeschichte-Museum, das vor allem die Ursachen für Krieg und Faschismus, für den Untergang der Ersten Republik dokumentiert. Besondere Würdigung müssten jene Menschen finden, die mit ihrem Widerstand zum Wiederaufleben eines unabhängigen Österreich beigetragen haben.
- 5) Ja.
- 6) Ich war noch nicht in Israel.
- 7) Ja, aber wir sind für generelle atomare Abrüstung, inklusive des Nahen Ostens.
- 8) Wird vielfach im publizistischen Mainstream als Umschreibung für „jüdische Lobby“ verwendet, wenn man es nicht so deutlich sagen will.
- 9) Die sogenannten demokratischen Selbstheilungskräfte in den österreichischen Medien sind wenig ausgeprägt. Das gilt auch für die Überwindung antisemitischer Klischees und Stereotypen.

Werte Gemeindemitglieder!

Die Vorstandsmitglieder von



Nora Biniashwilli, Renate Erbst, Rosa Gilkarov, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Charlotte Sauer, Elisabeth Wessely sowie die durch Ihre Hilfe unterstützten Menschen bedanken sich bei allen Freunden, Spendern und Sponsoren für Ihre bisher geleistete großartige Unterstützung.

**Wir wünschen Ihnen und Ihren Familien
ein erfolgreiches und glückliches Neues Jahr 5769**

לשנה טובה תכתבו ותחתמו



Bitte denken Sie speziell zu den hohen Feiertagen ganz besonders an jene Menschen, welche sich gerade jetzt nicht genügend Grundnahrungsmittel leisten können!

Möge Ihre Wohltätigkeit vielfach vergütet werden!

Post: A-1010 Wien, Seitenstetteng. 4, ZVR-Zahl 175663683
Home: www.ohel-rahel.at,
Tel: +43 (0)699 125 99 333 oder +43 (0)676 47 36 718,
Fax: +43 (0)1 9425822, E-Mail: ohel-rahel@chello.at,
Bankverbindung: BAWAG: Konto Nr.: 04810665853 - BLZ 14000

Der emotionale Schlussstrich?

Vor zehn Jahren nahm die Österreichische Historikerkommission ihre Arbeit auf, vor fünf Jahren legte sie ihren Schlussbericht vor. Damit wurde auch ein Kapitel Zeitgeschichte geschrieben. Über das sonderbare Desinteresse am Thema Vergangenheitsbewältigung.

EINE ANALYSE VON RAINER NOWAK

Würde man eine Meinungsumfrage in Auftrag geben, ob Österreich alle jüdischen Opfer ausreichend für geraubte Vermögenswerte entschädigt habe, die Antwort wäre klar. Auch die Frage, ob historisch, politisch und moralisch nun alles aufgearbeitet wäre und „bewältigt“ wäre, würde eine klare einheitliche Meinung zeigen. Nur die ungeschickte Formulierung, ob der immer wieder zitierte Schlussstrich für alle Ewigkeiten gezogen sei, würde vielleicht eine vorsichtigere Reaktion bringen. Zu häufig wurde der Schlussstrich von den Rechts-Außen-Vertretern verwendet, und an denen will man schließlich auch nicht anstreifen, jetzt wo alles erledigt ist, nicht?

Das Problem dabei: Eine solche Umfrage würde zwar eindeutige Ergebnisse bringen: Ja, es ist alles entschädigt, getan und erledigt. Österreich war spät, aber doch fair zu den Opfern, jetzt wenden wir uns der Zukunft zu und wenn wir irgendeinen Gedenktag haben, dann

schauen wir kurz betroffen, dann geht er auch vorbei. Aber eine solche Umfrage würde dieser Tage gar nicht erst in Auftrag gegeben, weil sich kaum wer für die Antworten interessiert, zumal sie so vorhersehbar sind. Und obwohl sie falsch sind. Denn zahlreiche jüdische Opfer warten noch immer auf ihre Entschädigungen aus dem „General Settlement Fund“, die – soviel steht bereits fest – nur einen Teil ihrer Ansprüche abdecken werden können. Noch immer gibt es offene – finanziell kleinliche – Punkte, die offene Renovierung und Erhaltung der jüdischen Friedhöfe. Noch immer wird über Kunstwerke gestritten, deren Provenienz weniger zweifelhaft ist, wie es in den Medien so schön heißt, sondern einfach jüdisch. Und deren heutiger Besitzer – wie etwa Sammler Rudolf Leopold – sich so verhält wie viele Österreicher in solchen Fragen in früheren Jahren: Er habe niemandem etwas geraubt, er habe nichts getan, sondern immer nur gutgläubig gekauft. Natürlich, die Wahrscheinlichkeit, dass ein Schiele einst jüdische Besitzer hatte,

ist unter Kunstkennern auch kaum berechenbar ...

Dass er sein Museum mit Steuermitteln finanzieren lassen konnte, macht ihn in dieser Frage keinen Millimeter sensibler. Längst haben vergleichsweise unbekanntere Oppositionspolitiker ihre Profilierungschance entdeckt und fordern die Regierung auf, endlich etwas in Sachen Gerechtigkeit für jüdische NS-Opfer zu unternehmen. Ganz so, als hätte es nie ein Washingtoner Abkommen gegeben. Also alles wie immer und alles nicht sehr gut, mit Österreichs historischer Selbstreflexion und Vergangenheitsbewältigung. Ja und nein.

Kleine Rückblende: Wir schreiben das Jahr 1998, gegen Schweizer und österreichische Unternehmen, aber auch den Staat selbst, wurden Klagen vor US-Gerichten eingebracht. Ein ungeheuerlicher Vorwurf gegen Österreich steht im Raum, der dank der Diskussionen durch den Fall Waldheim über die angebliche Opferrolle Österreichs im NS-Regime sehr plausibel klingt: Tausende Österreicher, Private, Unternehmer

Die Historikerkommission anno 1998 (von links): Georg Graf, Bertrand Perz, Alice Teichova, Karl Stuhlpfarrer, Robert Knight, Roman Sandgruber, Lorenz Mikoletzky, Brigitte Bailer-Galanda und der Vorsitzende der Kommission Clemens Jabloner.

und öffentliche Institutionen, hatten beim Raubzug gegen ihre jüdischen Mitbürger gierig mitgemacht und sich nach 1945 geweigert, sich vom lieb gewonnenen Raubgut wieder zu trennen. Tausende waren durch die Verfolgung und den Tod jüdischer Familien über Nacht wohlhabend geworden. Nazis waren sie nicht alle, Räuber, Diebe und Hehler schon. Das wussten auch die politischen Führer nach 1945, die Entschädigungen für entzogenes Vermögen, wie es euphemistisch hieß, wurden nur stockend bis überhaupt nicht gezahlt. Erst war es so weit: Die Regierung Klima, die nicht wirklich wusste, wie man mit dem Thema, den Sammelklagen und den Vorwürfen umgehen sollte, erinnerte sich zumindest an die mutigen Worte des Vorgängers Franz Vranitzky, der sich für die Mitschuld Österreichs entschuldigt hatte, und berief eine Historikerkommission unter dem Vorsitz von Clemens Jabloner ein, Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, der mit dem Historiker Robert Knight einen internationalen Forscher mit kritischem Verhältnis zu Österreich beruft. Es war Knight gewesen, der in den Ministerratsprotokollen der Nachkriegszeit den legendären Satz des damaligen Innenministers Rudolf Helmer gefunden hatte, der die Restitutionsfälle lieber in die Länge gezogen hätte. Mit Erfolg übrigens.

Fünf Jahre später, Österreich, mittlerweile unter Führung einer schwarz-blauen, später schwarz-orangen Regierung, hatte sich mit den meisten Opferorganisationen und den USA auf einen komplizierten Entschädigungsmodus im Washingtoner Abkommen geeinigt, legt die Kommission ihren Abschlussbericht vor: 49 Bände, 17.000 Seiten von insgesamt 160 Wissenschaftlern ergeben eine detaillierte Dokumentation über NS-Raub und die lange Verzögerung der Restitution bzw. Entschädigung.



Fünf Jahre später legten die Wissenschaftler ihren Abschlussbericht vor. Das Interesse der Medien war enden wollend. Heute scheint es fast erloschen.

Schon im Jahr der Präsentation herrscht nicht mehr jenes breite Interesse der Medien und der Öffentlichkeit wie ein paar Jahre zuvor. Heute scheint es manchmal fast erloschen. War die Kommission und die gefundenen Entschädigungslösungen doch der Schlusstrich, vor dem alle warnten? „Nein, das war sie sicher nicht. Aber man darf nicht vergessen, dass es eine wissenschaftliche Aufarbeitung war. Und dort hat sich enorm viel getan“, sagt Jabloner heute, fünf Jahre später. Es gebe einfach mehrere Ebenen, die der Wissenschaft, dort sei der Erfolg des größten wissenschaftlichen Einzelprojekts Österreichs unbestritten, das ist ein Fortschritt der Eliten. Dann wäre da noch die der allgemeinen öffentlichen Einstellung, die Jabloner am Antisemitismus festmacht: „Der war früher auch in zwei Institutionen in Österreich stark: in der Kirche und an den Unis. An

beiden ist der de facto verschwunden, das ist ein gutes Zeichen.“ Ja, es gebe natürlich noch ewig gestrige und antisemitische Postings in Zeitungssites. Dass es noch Fälle wie die Kunstrestitution gebe, zeige auch, dass von Schlusstrich noch keine Rede sein könne. Auch Robert Knight hat ein äußerst differenziertes Bild von der österreichischen Debatte, die er, wie er ausdrücklich betont, nur sehr entfernt verfolgt: Die Historikerkommission und die zeitgeschichtliche Aufarbeitung wären mittlerweile eine Erfolgsgeschichte. Die Reflexion in Österreich sei aber natürlich schwierig und bleibe es sicher auch, ist sich der Historiker sicher. Offene Fälle von Kunstrestitution seien doch etwa wieder ein klarer Anlass für eine offene Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und Vergangenheit. Sagt ein britischer Universitätsprofessor. Der hoffentlich recht hat.

Verstaubt bis zur Peinlichkeit

In der Auschwitz-Gedenkstätte präsentiert sich Österreich immer noch als erstes Opfer Hitlers. Eine zeitgemäße Darstellung der österreichischen Mittäterschaft am Nationalsozialismus fehlt. Eine Neuaufstellung scheitert an den Kosten – und am politischen Willen.

VON IRENE BRICKNER UND PETER LARNDORFER (FOTOS)

Österreich als erstes Opfer: So präsentiert sich die Republik den Besuchern der Gedenkstätte Auschwitz.



Dort, im Erdgeschoß eines jener roten Backsteinbauten, die im KZ als Häftlingsunterkünfte errichtet und von der polnischen Museumsverwaltung später zu Räumlichkeiten für die verschiedenen nationalen Ausstellungen umfunktioniert wurden, marschieren gleich am Eingang auf einem überdimensionalen Bild martialische deutsche Stiefel über eine Landkarte des 1945 wiederauferstandenen Alpenstaates. „11. März 1938. Österreich – erstes Opfer des Nationalsozialismus“, wird in riesigen Lettern auf Deutsch und Polnisch kundgetan.

Daneben wurde ein Banner installiert: „Die Darstellung der Jahre 1938 bis 1945 ... entspricht nicht mehr dem historischen Selbstverständnis des heutigen Österreich ... Der Perspektivenwechsel im Umgang mit der NS-Vergangenheit soll in einer Neugestaltung der Gedenkstätte zum Ausdruck gebracht werden, die derzeit konzipiert wird“, lässt darauf das „Generalkonsulat Kraków“ wissen. „Es erschien uns am besten so“, erinnert sich der damalige österreichische Generalkonsul in Polen, Emil Brix, der an der Anbringung dieses Beipacktextes am 15. November 2005 beteiligt war, „man konnte diese Schau doch nicht weiterhin unkommentiert stehen lassen.“

Doch dabei ist es seither geblieben. An der 1978 auf Initiative Bundeskanzlers Bruno Kreisky von Justizminister Christian Broda eröffneten Schau wurde bisher nichts geändert: Schlecht beleuchtet und recht verstaubt gibt sie weiterhin das Geschichtsbild der Vor-Waldheimzeit wieder. Mit einem Blick, der politisch von links kommt: Viel Platz für den Antifaschismus schon vor dem „Anschluss“, im Spanischen Bürgerkrieg und gegen den autoritären Ständestaat.

Ein weiterer Schwerpunkt kommt dem politischen Widerstand von Österreicherinnen und Österreichern in der NS-Zeit zu, vor allem im Lager Auschwitz – mit männlichen Häftlingen als Kämpfer und weiblichen Häftlingen als Helferinnen. Breite Erwähnung finden auch die Befreiung und die Wiederauferstehung der österreichischen Nation.

Nur eine einzige Vitrine hingegen erinnert an die rund 11.000 Jüdinnen und Juden, die in Auschwitz ermordet wurden – ihre genaue Zahl ist immer noch unbekannt: Zu sehen ist das Ewige Licht, umrahmt von Taletim und einem halbverbrannten Gebetbuch in ungarischer

und hebräischer Sprache. Nur erwähnt werden die getöteten Roma und Sinti: Die zentrale Rolle von Auschwitz als Vernichtungsstätte im Rahmen des organisierten Völkermords steht ebenso wenig im Mittelpunkt der Schau wie die Auseinandersetzung mit dem österreichischen Mitläufertum in der NS-Zeit und Nazitätern österreichischer Herkunft.

Dies sind auch die Hauptkritikpunkte von Brigitte Bailer-Galanda an der Ausstellung. Die Leiterin des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (DÖW) betrachtet eine den tatsächlichen Ereignissen adäquate Darstellung der Opfer sowie die „Einbeziehung der Täterseite“ als die großen Herausforderungen und Dringlichkeiten einer Neugestaltung. Österreich nehme hier eine Sonderrolle ein, betont sie. Kein anderes Land, das in Auschwitz eine nationale Ausstellung hat, sei bei der historischen Aufarbeitung derart stark mit diesen beiden Thematiken konfrontiert. Sie spricht hier von „beachtlichem Forschungsbedarf“.

Dass das offizielle Österreich bisher keinen Schritt in diese Richtung unternommen habe, sei sträflich, meint die DÖW-Chefin. Denn das ehemalige KZ Auschwitz und das dortige Museum würden „von alljährlich immer mehr Menschen besucht“. 1,2 Millionen Besucher seien es etwa 2007 gewesen, mit einer Verdopplung der Zahlen nach dem Beitritt Polens zur EU. „Das macht den Zustand der Auschwitz-Gedenkstätte im Grunde zunehmend zu einem außenpolitischen Problem“, meint die Expertin.

Außerdem gehöre die Österreich-Ausstellung zusammen mit jener der (Ex-)UdSSR und Ex-Jugoslawiens zu einer der drei letzten nicht erneuerten nationalen Schauen auf dem Gelände des einstigen größten KZ-Komplexes der Nationalsozialisten. Seit 2001 wurden dort sieben länder- und themenspezifische Gedenkstätten überarbeitet und neu eröffnet: Neben jenen Tschechiens und der Slowakei, Ungarns, Frankreichs, Belgiens und der Niederlande auch eine, die an die ermordeten Roma und Sinti erinnert.

Immerhin hat sich aber inzwischen auf konzeptueller Ebene etwas getan. Zusammen mit den Historikern Bertram Perz und Heidemarie Uhl hat Bailer-Galanda ihre Analysen und Überlegungen zur Ausstellungserneuerung in einen Projektendbericht gepackt, der seit Juni 2008 vorliegt. Finanziert vom Nationalfonds der Republik auf Ini-

„Man kann diese Schau nicht weiterhin unkommentiert stehen lassen.“
Emil Brix, einstiger österreichischer Generalkonsul in Warschau



An die 800.000 Euro würde eine Neuadaption des Österreich-Teils kosten. Ein Konzept dafür gibt es bereits. Die Politik gibt keine konkrete Zusage.

Österreichischer Widerstand

Die Vernichtungslager zeigten mit unaberrittener Deutlichkeit den Charakter des Nationalsozialismus. Österreich bemühte sich unter ungleich schwereren Voraussetzungen als andere besetzte Länder – galt doch Österreich als „angeschlossen“ –, diesem Regime Widerstand zu leisten. Je bekannter der menschenverachtende Charakter des Systems wurde, desto stärker wurde der Widerstand im Land.

Austriacki ruch oporu

Obawy zagłady pokarują w najbardziejnijszy sposób charakter narodowego socjalizmu. Austriacy starali się w warunkach trudniejszej sytuacji niż inne kraje okupowane, powstawać. Austria liczyła się nie jako kraj okupowany, lecz przyłączony do Rzeszy Niemiec i dlatego stawianie oporu w Austrii było cięższe. Im więcej uwidaczniał się system pogardy hitlerowski tym silniejszy był opór w kraju.

100 000 Österreicher wurden aus politischen Gründen inhaftiert, von diesen wurden
 2 700 als Widerstandskämpfer hingerichtet,
 16 107 starben in Gefängnissen,
 16 493 kamen in Konzentrationslagern um, darunter
 4 097 Juden und etwa 6 000 Zigeuner.
 61 362 Österreicher wurden im Zuge der „Endlösung der Judenfrage“ ermordet.
 380 000 zur Deutschen Wehrmacht eingezogene Österreicher kehrten aus dem 2. Weltkrieg nicht mehr zurück, und
 24 342 Zivilisten fielen den Kriegshandlungen zum Opfer.



tiative von dessen Leiterin Hannah Lessing, findet darin eine pointierte Auseinandersetzung mit der Geschichte der Gedenkstätte statt.

Etwas mit den Impulsen und Hemmungen, die für das Projekt von den Konflikten innerhalb der Linken ausgingen. Diese, so Bailer-Galanda, seien untrennbar mit der Person des ehemaligen Auschwitz-Häftlings und Funktionärs des Internationalen Auschwitz-Komitees (IAK), Hermann Langbein, verbunden gewesen. Als Langbein 1958 aufgrund seines Protestes gegen den Geheimprozess gegen den ungarischen Politiker Imre Nagy aus der kommunistischen Partei Österreichs ausgeschlossen wurde, versandeten die damals bereits konkreten Gedenkstättenpläne für zwanzig Jahre: „Langbein wurde jahrelang nicht mehr nach Polen hineingelassen.“

Auch den Gründen für die einseitig „martyrologische“ Ausrichtung des Ausstellungskonzepts gehen die Endberichtsautoren nach. Bestimmend sei hier der Anspruch gewesen, „historische Aufklärung mit sinnstiftender Wertevermittlung zu verbinden“ – unter anderem mit der Absicht, der Jugend Orientierung zu geben. Doch diese Absicht sei Hand in Hand mit dem „Missbrauch von Gedenkstätten für staatliche Symbolpolitiken“ gegangen. Langbein selbst hatte das später erkannt: „Im österreichischen Gedenkraum in Auschwitz haben wir übrigens Fehler gemacht: Da ist nur der Widerstand, Widerstand – aber dass es Österreicher gab, die in entscheidender Funktion in Auschwitz in der SS tätig waren, kommt nicht vor. Das müsste repariert werden“, sagte er 1993.

Diese Reparatur steht heute, 16 Jahre später, konkret an. Dazu notwendig, so Bailer-Galanda, sei „ein Vertrag zwischen einem österreichischen Ministerium oder einer von ihm beauftragten Stelle mit dem Museum in Auschwitz“ – sowie „an die 800.000 Euro“. Was den Vertrag angeht, sehen weder Brix – inzwischen in der kulturpolitischen Abteilung des Außenministeriums tätig – noch Waltraud Ortner aus dem Kabinett des Bundeskanzlers ein großes Problem: Man werde sich schon einigen.

Schwieriger lässt sich die Geldfrage an. Konkrete Zusagen gibt es für die Neugestaltung bisher noch keine. „Am besten wäre, wenn nach den Wahlen und einer Regierungsbildung der Ministerrat die Auschwitz-Ausstellungserneuerung beschließt“, schlägt deshalb Hannah Lessing vor: „Das wäre ein Finanzierungsauftrag an alle Player gleichermaßen.“

#12
ERSCHEINT
IM SOMMER 08

XING

EIN KULTURMAGAZIN

NEUE ADRESSE
ABO :: XING.CURBS.AT

Ein Leuchtturm auf der mentalen Landkarte

In Hohenems steht ein jüdisches Museum, das mehr macht, als das Schicksal der einst blühenden jüdischen Gemeinde in Vorarlberg zu dokumentiert. Es erweckt Geschichte zum Leben – und schreibt sie fort.

VON CHRISTIAN KOLLMANN

Die Bilder bleiben in Erinnerung. Bilder von lachenden Menschen, Bilder, auf denen mehrere Generationen zu sehen sind. Bilder, die Lebensfreude ausdrücken. Sie zeigen Nachfahren von Hohenemser Juden und sind im dortigen jüdischen Museum zu sehen.

Aber der Reihe nach. Besucht man das Jüdische Museum im Vorarlberger Hohenems, lässt man sich auf eine Begegnung mit der Geschichte einer Jüdischen Gemeinde ein, die in vielen Facetten der Geschichte anderer Gemeinden in Europa ähnelt, aber gleichzeitig auch eine Vielzahl

an Einzigartigkeiten aufweist. Das Museum selbst wurde im April 1991 gegründet und befindet sich in der Villa von Clara Heimann-Rosenthal aus der jüdischen Fabrikantenfamilie Rosenthal. Das von Hanno Loewy und seinem Team geführte Haus gibt dem Besucher einen tiefen Einblick in die Entwicklung, die Blüte und die Vernichtung einer ehemals prosperierenden jüdischen Gemeinde in den Alpen. Modernste Ausstellungsdidaktik samt mehrsprachigem Audiosystem und einer eigenen Kinderausstellung ermöglichen es, sich je nach individuellem Informationsbedürfnis mit beinahe 400 Jah-

ren Geschichte und jüdischem Leben auseinanderzusetzen. Eine große Anzahl an Originaldokumenten, Ausstellungsstücken, Interviews und Hintergrundinformationen ermöglicht eine Begegnung mit der Geschichte, den sie prägenden Menschen und den gesellschaftlichen Stimmungen und Strömungen der jeweiligen historischen Epochen. Es sind zum Teil schmerzhaft Begegnungen.

Etwas dann, wenn man vor dem Plakat aus dem Jahr 1888 steht, das „Tod den Juden“ verkündete. Wo einmal mehr klar wird, dass Antisemitismus auch schon vor der Shoah in einer aggressiven und mörderischen Ausprägung vorhanden war. Umfassend zeigt die Ausstellung dazu die religiösen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Motive des Antisemitismus im Verlauf der Jahrhunderte auf. Und verweist dann darauf, wohin der Antisemitismus geführt hat, wenn die Besucher darüber informiert werden, dass die letzten acht in Hohenems gebliebenen Juden von den Nazis ermordet wurden, unter ihnen auch Clara Heimann-Rosenthal. Faszinierend und gleichzeitig erschreckend die Interviews mit jüdischen Flüchtlingen (Hohenems war aufgrund seiner Grenzlage zur Schweiz Ausgangspunkt vieler Fluchtversuche), mit



Die Villa Rosenthal, Sitz des jüdischen Museums Hohenems

Schweizer Fluchthelfern und Gendarmen, die von menschenverachtender bürokratischer Pedanterie genauso berichten wie von Mut und Zivilcourage in dunklen Zeiten. Unter anderem erfährt man dabei, dass das in den Pass gestempelte „J“ zur Kennzeichnung der Juden eine Idee der Schweiz war. Damals, als das „Boot voll“ war.

Man wird aber weder dem Museum und seiner Ausstellung noch der Geschichte der Hohenemser Juden gerecht, wenn man nicht die weit über die Grenzen Vorarlbergs hinaus reichende Wirkung der Gemeinde besonders hervorhebt. Seit 1617 entwickelte sie sich dank diverser Schutzbriefe der Grafen von Hohenems stetig. Tätigkeiten in Handel, Gewerbe und Industrie ließen ihren Einfluss und ihre Bedeutung – weit über den Bodenseeraum hinaus – rasch wachsen. Kurz nach der Blütezeit der Gemeinde Mitte des 19. Jahrhunderts ging die Zahl der jüdischen Bewohner, nicht zuletzt aufgrund des wachsenden Antisemitismus, rasch wieder zurück. Es begann eine Art Hohenemser Diaspora, die viele Juden in alle Teile der Welt führte. Bereits 1869 waren es nur mehr 221 Einwohner, 1937 zählte die Gemeinde lediglich 38, im Juni 1938 noch 27 Mitglieder, 1939 wurde die Gemeinde aufgelöst und im Februar 1942 war Hohenems unter tatkräftiger Mithilfe lokaler Behörden „judenfrei“.

In Tausenden europäischen Städten und Gemeinden war dies der Schlusspunkt unter einer jahrhundertelangen Geschichte und Entwicklung. Hier in Hohenems ist das anders. Denn auch wenn es keine jüdische Gemeinde mehr gibt, so gibt es doch wieder ein jüdisches Leben in Hohenems. Verantwortlich dafür ist zum einen das Museum selbst. Denn es gehört, so Direktor Loewy, inzwischen zu den kulturellen Fixpunkten in Vorarlberg. Man ist im



Das Haus gibt dem Besucher einen tiefen Einblick in die Entwicklung, die Blüte und die Vernichtung einer ehemals prosperierenden jüdischen Gemeinde in den Alpen.

Ländle stolz auf das Museum, besucht es mit Gästen aus dem In- und Ausland. Das Museum hat sich zu einem Ort der Begegnung für viele Menschen im Bodenseeraum entwickelt, zu einem Ort der Anregung, der Besinnung, auch der manchmal „ironischen Annäherung an Dinge, die man oft zu ernst nimmt“, wie Loewy die Positionierung seines Museums auf der „mentalen Landkarte“ zusammenfasst. Zum anderen sind es die Treffen der Nachkommen der Hohenemser Juden, die der Stadt wieder ein jüdisches Leben zurückgegeben haben. Zweimal, 1998 und im Sommer 2008 fanden diese Treffen, die aus einer Initiative von Felix Jaffé-Brunner hervorgegangen

sind, bisher statt. Zuletzt waren es rund 130 Nachfahren (von insgesamt rund tausend weltweit gefundenen) und deren Freunde, die aus der ganzen Welt nach Hohenems gekommen sind.

Wie im Museum selbst so steht auch bei diesen Treffen der Aspekt der Begegnung im Mittelpunkt. Ganz wichtig, betont Direktor Loewy, war diesmal die Intention, die Zugehörigkeit der Hohenemser Diaspora an die nächsten Generationen weiterzugeben. Das dürfte gelungen sein. Denn die Kinder der Familien haben das gesamte Treffen in einem Video dokumentiert, das zum Abschlussfest allen Teilnehmern vorgeführt wurde. Menschen aus den USA, Kanada, Australien, Israel und vielen europäischen Ländern sind nach Hohenems gekommen, um ihre Geschichten weiter leben zu lassen. Vielleicht auch um zu zeigen, dass sich das Leben trotz Vertreibung, Deportation und Vernichtung durchgesetzt hat. Und genau das sieht man auf den Bildern von lachenden Menschen aus mehreren Generationen, die so große Lebensfreude ausdrücken. Das scheint ein Garant dafür zu sein, dass es noch viele Treffen der Nachkommen geben wird.



ZUR PERSON

Christian Kollmann

wurde 1961 in Wien geboren. Er ist strategischer Kommunikationsberater. Für NU unternahm er einen Ausflug ins journalistische Fach.

JÜDISCHES MUSEUM Hohenems

Schweizer Straße 5
6845 Hohenems
www.jm.hohenems.at

Besuch bei einer alten Dame

In ihrer erfrischenden Offenheit scheint die 85-jährige Schriftstellerin Judith Kerr immer noch jenes neunjährige Mädchen zu sein, als das sie sich in ihrem Klassiker „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ beschreibt.

VON AXEL REISERER, LONDON



„Das hier ist mein Zuhause, keine Frage. Ich muss vielen in meinem Leben danken, vor allem aber England, das uns damals aufgenommen hat. Wenn ich heute nach Deutschland fahre, ist das immer noch etwas seltsam für mich. I feel uneasy.“

Man kann Judith Kerr nicht anders als mit Ehrfurcht begegnen. Die Schriftstellerin und Kinderbuchautorin feierte heuer am 14. Juni ihren 85. Geburtstag, und wenn man bei ihr zu Besuch ist, kann man über ihre jugendliche Frische nur bewundernd staunen. Das Haus im grünen Londoner Vorort Barnes ist makellos sauber, auf dem Couchtisch liegt die aktuelle Tageszeitung, von der Sitzzecke hat man Blick auf endlose Bücherreihen. Bücher waren Judith Kerr gleichsam in die Wiege gelegt worden, als sie 1923 in Berlin als Tochter des Theaterkritikers Alfred Kerr zur Welt kam. Kerr, mit dem sich Karl Kraus Zeit seines Lebens wilde Auseinandersetzungen lieferte („Schuft“ war noch eines der freundlicheren Worte in ihren bis vor Gericht ausgetragenen Konflikten), war in Deutschland vor und nach dem Ersten Weltkrieg eine der größten Kritikerautoritäten, dessen Urteil Karrieren beenden konnte.

Nichts von dieser Kampfbereitschaft scheint an Tochter Judith weitergegeben worden zu sein. Im Gespräch mit der Schriftstellerin entdeckt man, dass es auch einen anderen Alfred Kerr – einen liebevollen, um seine Kinder Sorge tragenden Vater – gegeben haben muss. „Was mir mein Vater mitgegeben hat für das Leben, ist eines: Du musst glücklich sein.“ Das hat sie sich zur Maxime gemacht, und im Gegensatz zu ihrem Vater bezieht sie Glück nicht aus Kritik und Urteil, sondern dem Versuch zu verstehen. Judith Kerr vernichtet niemanden mit ihren Meinungen, sie bildet sich ihre Ansichten umfassend und sie scheut sich auch nicht zu sagen: „Das weiß ich nicht.“

In ihrer erfrischenden Offenheit scheint die 85-Jährige immer noch jenes neunjährige Mädchen zu sein, als das sie sich in ihrem Klassiker

„Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ beschreibt. Das erstmals 1971 erschienene Buch wurde im deutschen Sprachraum seither millionenfach gelesen, in Berlin trägt heute sogar eine Schule den Namen von Judith Kerr. Es schildert die Flucht der Kerrs 1933 vor den Nazis, erst in die Schweiz, dann nach Frankreich und schließlich nach Großbritannien.

Als prominenter und wortmächtiger Nazigegner und Jude stand Alfred Kerr nach der Machtergreifung Hitlers ganz oben auf den Verhaftungslisten des braunen Regimes. Als er rechtzeitig gewarnt wird, setzt er sich zuerst in die damalige Tschechoslowakei ab und hofft zunächst noch auf ein baldiges Ende des Spuks in Deutschland. Nach dem Reichstagsbrand Ende Februar 1933 erkennt er aber hellsichtig, dass die Katastrophe erst ihren Anfang nimmt. Er findet Zuflucht in der Schweiz und lässt umgehend seine Familie nachkommen.

Das Flüchtlingsleben ist für Kerr eine schwere Belastung. In Deutschland kann er nicht mehr veröffentlichen, in den Exilpublikationen bringt er manchmal Beiträge unter, bald aber wird das Geld knapp. „Wir waren nicht reich gewesen in Berlin, aber sicher wohlhabend. Was wir gehabt hatten, mussten wir zurücklassen. Nun wurde es ein Problem, wenn wir so elementare Dinge wie Zahnpasta brauchten“, erinnert sich Judith Kerr. Nach der Begegnung mit reichsdeutschen Urlaubern in der Schweiz, deren Benehmen das Allerschlimmste befürchten ließ („Spielt nicht mit den Judenfratzen!“), und in der Hoffnung auf bessere Verdienstmöglichkeiten (die neutrale Schweiz wollte Nazi-Deutschland nicht mit kritischen Publikationen provozieren), zog die Familie nach Paris.

Judith und teilweise auch ihr zwei Jahre älterer Bruder Michael erle-

ben vieles davon noch als ein großes Abenteuer. „Ich dachte mir, wie herrlich ist das. An vielen Orten leben und viele Sprachen lernen, neue Freundschaften schließen“, erinnert sie sich. Die Wirklichkeit aber war eine ganz andere. Das Überleben in Paris stellt sich als noch viel härter als in der Schweiz heraus. Was die Familie zusammenhält, ist das enge Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, die sogar Belastungen wie Einkaufsversuche des Vaters (ein Debakel) und erste Kochversuche der Mutter („Sie konnte es einfach nicht“, sagt Judith Kerr) übersteht.

Der aus Ungarn stammende, jüdische Filmproduzent Alexander Korda kauft Alfred Kerr schließlich um damals außergewöhnlich großzügige 1.000 Pfund ein Drehbuch für einen Napoleon-Film ab und überredet die Familie 1936 zur Übersiedlung nach London. Der Film wurde nie gedreht. „Mein Bruder und ich haben uns oft gefragt, ob Korda das Drehbuch nur kaufte, um uns zu helfen“, erinnert sich Judith Kerr. Während die Kinder in Großbritannien erneut rasch Fuß fassen, ist das Leben für die Eltern äußerst schwierig. „Vater sprach praktisch kein Englisch, und unsere finanzielle Lage war mehr als problematisch.“ Judiths Bruder Michael wurde ein herausragender Jurist. Vater Alfred versuchte 1948 eine Rückkehr nach Deutschland, erlitt bei einem Besuch in Hamburg einen Schlaganfall und setzte danach seinem Leben ein Ende.

Judith und ihre Mutter blieben in London. Sie wurde eine äußerst erfolgreiche Kinderbuchautorin und -illustratorin und war von 1954 bis zu dessen Tod im Jahr 2006 mit dem Drehbuchautor Nigel Kneale verheiratet. Ihre Bücher „The Tiger Who Came to Tea“ und die Abenteuer des Katers „Mog“ sind Klassiker. Als Queen Elizabeth vor zwei Jahren ihren

„Wir wuchsen ohne Religion auf, mein Vater sagte aber immer: ‚Weil wir Juden sind, müssen wir darauf achten, dass wir besser sind, dass wir ihnen keinen Anlass geben.‘“

80. Geburtstag feierte, gehörte Judith Kerr zu den geladenen Gästen.

Über ihre neue und ihre alte Heimat sagt sie: „Das hier ist mein Zuhause, keine Frage. Ich muss vielen in meinem Leben danken, vor allem aber England, das uns damals aufgenommen hat. Wenn ich heute nach Deutschland fahre, ist das immer noch etwas seltsam für mich. I feel uneasy. (Judith Kerr, die darauf bestanden hat, unser Gespräch auf Deutsch zu führen, spricht hier plötzlich englisch. Anm.) Ich bedauere das, und es ist ungerecht, denn ich habe viele wundervolle junge Deutsche kennengelernt. Aber ich verspüre immer noch ein gewisses Unbehagen. Vor vielen Jahren war ich mit meinem Mann in Berlin, und ich habe ihm auf seinen Wunsch hin die Orte meiner Kindheit gezeigt. Da kamen wir auch zu jenem Vorstadtbahnhof, wo wir als Kinder oft waren, ich aber konnte nur denken: Von hier sind Züge nach Auschwitz abgefahren.“

Was das „Rosa Kaninchen“ auszeichnet, ist, dass es konsequent aus der Perspektive der Neunjährigen erzählt wird. Den Anlass, es zu schreiben, gaben ihre eigenen Kinder. „Meine Tochter Tracy wollte immer von mir wissen, wie es früher war. Ich versuchte ihr zu erzählen, aber so richtig gelang es mir nicht. Da sah unser Sohn Matthew, er war damals sieben, mit der Schule diesen grässlichen Film ‚The Sound of Music‘ und erklärte dann ganz zufrieden: ‚Jetzt weiß ich, wie es wirklich war, als Mami ein kleines Mädchen war.‘ Ich aber dachte mir, nein, so war es aber eben genau nicht. Und machte mich daran, meine Erinnerungen aufzuschreiben.“

Kerr war damals Mitte 40, aber sie fand den Ton und das Bewusstsein eines Kindes. Es war das erste Kinderbuch über den Nationalsozialismus aus einer Kinderperspektive. Damit konnte sie

ein Millionenpublikum erreichen, auch wenn es ursprünglich Widerstände gab: „Mein englischer Verleger sagte: ‚Gut, über Hitler haben wir nichts, mach das.‘ Aber in Deutschland wollte man zunächst überhaupt kein Buch, das Hitler im Titel hatte. Zwei, drei Jahre später konnte man dann in Deutschland kein Buch mehr kaufen, das nicht mit Hitler zu tun hatte. So gesehen war mein Buch das richtige Buch zum richtigen Zeitpunkt.“

In Deutschland steht Kerrs Buch auf dem Stundenplan, um Kindern und Jugendlichen eine erste Einführung in die Geschichte des Nationalsozialismus zu geben. Auf die Frage, wie man mit Kindern über den Holocaust sprechen soll, meint sie: „Man soll mit ihnen sprechen, wenn sie danach fragen. Die Schulen machen heute sehr viel. In Deutschland müssen Kinder sogar Aufsätze über mein Buch schreiben. Das ist grässlich.“ Warum? „Man soll ein Buch genießen, nicht es zu Tode analysieren.“

Was Kerr in ihren Büchern – auf das „Rosa Kaninchen“ folgten die beiden Fortsetzungsbände „Warten bis der Frieden kommt“ und „Eine Art Familientreffen“, die deutlich düsterer sind und die Schwierigkeiten der Flüchtlingsexistenz eindringlich schildern – und im Gespräch versucht, ist ihr Leben, ihre Familie, ihre Existenz von den Nazis zurückzufordern. „Ich wollte nicht über den Holocaust schreiben, sondern nur über meine Eltern.“ Intellektuell gesteht sie zu, dass nach den Ereignissen von 1933 bis 1945 das eine nicht ohne das andere gesehen werden kann. Emotional widerstrebt es ihr bis heute, dass Hitler und seine Schergen sozusagen bis heute eine Deutungshoheit über sie und ihre Familie haben.

Das spiegelt sich auch in ihrer Einstellung zum Judentum wider. „Wir wuchsen ohne Religion auf, mein Vater

sagte aber immer: ‚Weil wir Juden sind, müssen wir darauf achten, dass wir besser sind, dass wir ihnen keinen Anlass geben.‘ Ich halte es da mit dem legendären britischen Journalisten Bernard Levin, der einmal schrieb: ‚Das einzige Mal, dass ich mir bewusst bin, Jude zu sein, ist, wenn sich ein anderer Jude schlecht benimmt.‘ Man freut sich zum Beispiel über einen Einstein und ist weniger glücklich über einen Maxwell (ein jüdischer Medienmogul, der 1991 nach einem betrügerischen Bankrott, der Tausende ihrer Existenz beraubte, Selbstmord beging. Anm.).“

Ein Entkommen aber gab es nicht
Selbst eine in sich ruhende Frau wie Judith Kerr – anerkannte Künstlerin, mehr als 50 Jahre lang glücklich verheiratet, Mutter zweier erfolgreicher Kinder, stolze Großmutter zweier Enkelkinder, für immer bewundernde Tochter ihres Vaters Alfred, seit mehr als 70 Jahren sicher im Schutz des Vereinigten Königreichs und im Alter von 85 Jahren bei bester Gesundheit und voller Tatendrang (ein neues Buch ist vor der Fertigstellung) –, auch diese vornehme, weise, jüdische Dame fügt hinzu: „Man fühlt sich mehr als Jude, als man es getan hätte, wenn es keinen Hitler gegeben hätte. Man kann diese Millionen, die kein Leben gehabt haben, nicht verraten. Nach dem Krieg hatten wir sehr starke Gefühle, als man entdeckte, was damals alles passiert war. Von Konzentrationslagern wusste ich mit neun Jahren, aber das ganze Ausmaß, wie das war, und die Millionen, die umgebracht worden waren, und das ganze Entsetzen ... Da haben mein Bruder und ich uns geschworen, dass wir etwas machen müssen aus unserem Leben –, dass man das Leben nicht verschwenden darf, denn das schulden wir den Millionen Ermordeten, die alles dafür gegeben hätten zu leben.“

Der große Wurf mit Peter Seisenbacher

Judo ist ein Paradebeispiel für das Comeback des jüdischen Sportvereins Hakoah im Wiener Prater. NU hat sich eine Sportstunde angeschaut.

VON FRITZ NEUMANN UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)



Was soll das werden, Aaron?“ Aaron weiß nicht so recht. „Du sollst deinen Gegner nicht mit dem Fuß streicheln!“ Aaron blickt fragend auf. „Du sollst ihm die Beine wegziehen – so!“ Und plötzlich fühlt sich der kleine Aaron selbst am Krawattl gepackt, er fühlt, wie ihm ein Haxl gestellt wird, fühlt, wie ihn große Hände recht sanft aufs Kreuz legen. Jetzt hat Aaron eine Ahnung davon, was Sache ist.

Wenn ein zweimaliger Judo-Olympiasieger sagt oder vorzeigt, worum es geht, dann glaubt man ihm. Dem S. C. Hakoah ist mit der Verpflichtung von Peter Seisenbacher, wenn man so will, ein Wurf gelungen, ein toller Wurf. Seisenbacher steht seit einem guten halben Jahr an der Matte, seit das neue Hakoah-Zentrum im Wiener Prater seinen Betrieb aufgenommen hat. Viele Schüler sind ihm von seiner alten Wirkungsstätte, der Blattgasse im dritten Bezirk, in den zweiten gefolgt. Neue Schüler kommen laufend dazu, über kurz oder lang könnte die Mitgliederzahl der Hakoah-Judosektion eine dreistellige sein. Das Training verteilt sich auf Montag bis Donnerstag, manche kommen einmal, andere kommen viermal die Woche. Am Nachmittag legen die Anfänger los, die Fortgeschrittenen üben oft bis in den Abend hinein in der großen, auch für



Judo ist kein Volkssport. Seisenbachers Goldmedaillen 1984 in Los Angeles und 1988 in Seoul, wo er als erster Judoka überhaupt einen Olympiatitel verteidigte, haben daran nichts geändert. „Aber bei Kindern“, sagt er, „ist Judo sehr populär.“



Basketballspiele geeigneten Halle, die sich zu Trainingszwecken dritteln lässt.

Judo ist kein Volkssport. Seisenbachers Goldmedaillen 1984 in Los Angeles und 1988 in Seoul, wo er als erster Judoka überhaupt einen Olympiatitel verteidigte, haben daran nichts geändert. „Aber bei Kindern“, sagt er, „ist Judo sehr populär.“ Viele Vereine arbeiten mit Schulen zusammen, bieten die Teilnahme an Neigungsgruppen an. Viele Eltern nützen das Angebot auch in der Hoffnung, dass sich die Söhne und Töchter so richtig austoben und am Abend nicht zum Schlafengehen bekniert werden müssen. Die Hakoah bietet Judo sogar schon für Kinder im Vorschulalter an. Seisenbacher spricht von der „Judo-Spielwiese“. Eine halbe Stunde lang wird quasi geordnet herumgetobt, dann geht's um Koordinationsübungen, um richtiges Rollen, richtiges Fallen. „Gekämpft wird erst ab der Volksschule.“

„Da muss es knallen!“ „Ordentlich durchziehen!“ „Nicht einschlafen dabei!“ Trainer Seisenbacher ist mit Herz und Seele bei der Sache. Was er da tut, tut er mit einer kurzen Unterbrechung, als er Generalsekretär der Sporthilfe war, seit seinem Rücktritt vom Sportlerdasein. Sein Wiener „Budoclub“ wurde bereits 1984 gegründet, dieser Klub, mit Sitz im Budocenter, ist nach wie vor das zweite Standbein Seisenbachers. Woher der 48-Jährige den Ehrgeiz und die Motivation nimmt, sich auch nach zwanzig Jahren um die Judo-Ausbildung von Kindern zu kümmern, wo er doch weiß, dass 99 Prozent in oder nach ihrer Jugend dem Sport wieder verlorengehen? Er sagt, der Leistungssport sei „nur eine Episode im Leben eines Judoka“, und dass es gelte, „etwas weitergeben zu wollen“. Wer das anders sehe, der habe „die Judo-Idee nicht verstanden“.

Markus Rogan hin, Mirna Jukic her. Nimmt man die letzten 25 Jahre, so ist Judo der erfolgreichste heimische Sommersport. Neben den zwei Seisenbacher-Goldenen gab's bei Olympia zweimal Silber (Claudia Heill 2004, Ludwig Paischer 2008) und einmal Bronze (Josef Reiter 1984). Was dann zum Volkssport fehlt? Seisenbacher macht sich nichts vor. „Judo ist nicht Tennis, Judo ist nicht Golf.“ Erwachsene tun sich schwerer als Kinder damit, ausgehebelt zu werden und auf den Rücken zu fallen. Zudem könne Judo als Spitzensport kaum eine breite Masse faszinieren, weil sich „die Grundessenz des

Dem S. C. Hakoah ist mit der Verpflichtung von Peter Seisenbacher, wenn man so will, ein Wurf gelungen, ein toller Wurf.

Judo“ laut Seisenbacher wie folgt erklärt: „Zwei absolute Experten treffen aufeinander. Einer muss den anderen überraschen. Und wenn einem das gelingt, kennen oft nur die zwei Kämpfer den Grund dafür. Und kein einziger Zuschauer in der Halle hat etwas gesehen.“ Der S. C. Hakoah hat dennoch viel vor, auch im Judo. Im November ist ein Ländervergleich mit Israel geplant. Und Seisenbacher kann sich durchaus vorstellen, eine Truppe zu formen, die zunächst in der Nationalliga vorstellig wird und dann in die Bundesliga aufsteigt. Bis dato sind die Hakoahner als Einzelkämpfer unterwegs, die sich in diversen Klassen freilich schon einen Namen gemacht haben. Ein Klub, der um Vereinstitel streitet, müsste allerdings in allen Gewichtsklassen ordentlich besetzt sein. Und so weit ist die Hakoah noch nicht.

Aaron und ein gutes Dutzend andere Kinder stellen sich paarweise auf der großen Matte in der dreigeteilten Halle zusammen. Seisenbacher gibt jetzt Anweisungen auf „Japanisch“, immer wieder ruft er „Mate“, das heißt so viel wie „stopp!“ oder „Unterbrechung“. Dann lassen die kleinen und größeren Kämpfer voneinander ab, bringen ihre Judogi (Judoanzüge) wieder in Ordnung, ziehen ihre Gürtel fest. Jedes zweite Seisenbacher-Kommando endet mit „Waza“, Waza bedeutet Technik, und Techniken gibt es im Judo tatsächlich sonder Zahl. Unterteilen lassen sie sich in Wurftechniken (Nage-waza), Falltechniken (Ukemi-waza), Bodentechniken (Ne-waza). Sie werden bewertet, im Kampf von einem Kampfrichter, im Training von Seisenbacher. Koka ist die kleinste Wertung, gefolgt von Yuko, Waza-ari und Ippon. Zeigt ein Kampfrichter „Ippon“ an, ist der Kampf vorzeitig beendet.

Seisenbacher zeigt nicht an, Seisenbacher ruft. „Das war ein Ippon“, ruft er, „jetzt wäre der Kampf vorbei.“ Doch das Training geht weiter, immer weiter. „Ordentlich durchziehen, Aaron“, ruft Seisenbacher noch einmal. Und wenig später: „Bravo, das war jetzt schon viel besser.“

S. C. Hakoah

1909 gegründet, war der jüdische Sportverein S. C. Hakoah Wien zunächst ein reiner Fußballverein. Er konnte als erster Kontinentalverein einen englischen Klub auswärts schlagen (5:0 bei West Ham United, 1923), war 1925 unter Kapitän Maxl Scheuer (später von den Nationalsozialisten ermordet) erster österreichischer Meister im Profifußball. Auch die Schwimmer und Ringer hatten beachtliche Erfolge. 1938 wurde der S. C. Hakoah von den Nationalsozialisten zerschlagen, 1945 reaktiviert, wobei sich der Fußballverein 1950 endgültig auflöste. Im „Vertrag zur Entschädigung der jüdischen Bevölkerung in Österreich“ wurde 2003 die teilweise Rückgabe und Renovierung des ehemaligen Hakoah-Geländes in der Krieau festgelegt. Am 11. Dezember 2006 erfolgte die Grundsteinlegung für das neue Sportzentrum.

Im März 2008 nahm das „S. C. HAKOAH Karl Haber Sport und Freizeitzentrum“ seinen Betrieb voll auf. Auf 20.000 m² werden u.a. geboten:

Mehrzweckhalle (1.200 m²), Kraftkammer, Fitnessbereich, Wellness, Solarium, Massage, Physiotherapie, Seminar-/ Mehrzweckraum, Freibereich mit Schwimmbecken, Mehrzweckhartplatz, Beachvolleyballplatz, Tennisplätze, koscheres Café-Restaurant SIMCHAS-HAKOAH, Hakoah-Museum (ab 2009).

Hakoah-Sektionen gibt es in folgenden Sportarten: Basketball, Boxen, Judo, Karate, Ringen, Schwimmen, Touristik und Skiclub, Tennis, Tischtennis, Wandern.

2009 wird die Hakoah ihren 100. Geburtstag feiern.

S. C. Hakoah Sportanlagen Betriebs GmbH

Vereinspräsident: Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Geschäftsführer: Ing. Ronald Gelbard
Simon-Wiesenthal-Gasse 3
1020 Wien

Tel.: 01/726 46 98-0; Fax: 01/726 46 98-999
E-Mail: office@hakoah.at; www.hakoah.at



Schalom gaijin

Warum brauchen sich Juden in Tokio auf der Straße keine Sorgen vor antisemitischen Bemerkungen machen? Ein Porträt einer ausgesprochen ungewöhnlichen jüdischen Gemeinde.

VON MICHAEL LACZYNSKI UND CHRISTINE WURNIG (FOTOS)



Der Rabbi von Tokio ist ein rastloser Mann. Henri Noach wurde in Frankreich geboren, wuchs in der Schweiz und in New York auf, lebte in Israel und in Brüssel, hat einen niederländischen Pass und ist, wie er sagt, seit acht Jahren glücklich geschieden. Nun hat es den 56-Jährigen, der wie eine mindestens zehn Jahre jüngere Kreuzung zwischen Serge Gainsbourg und Robert de Niro aussieht, in die japanische Hauptstadt verschlagen. Und es scheint der absolut richtige Ort für ihn zu sein. Nicht wegen der Größe und der damit verbundenen architektonischen, kulturellen oder kulinarischen Vielfalt – mit rund 25 Millionen Einwohnern (die Angaben schwanken je nach Quelle) ist der Großraum Tokio die bevölkerungsreichste Ballungszone weltweit –, sondern aus einem anderen, viel prosaischeren Grund: „Niemand bleibt hier lange genug, um mir das Leben schwer zu machen. Die meisten Mitglieder meiner Gemeinde waren vor drei Jahren noch gar nicht hier.“ Rabbi Noach befindet sich sozusagen im Auge des Orkans, die Umgebung verändert sich unaufhörlich, und das ohne sein Zutun. Man hat fast den Eindruck, als ob ihm diese Tatsache einen großen Spaß machen würde.

Grob geschätzt 1.000 Juden leben zurzeit in Tokio. Es sind hauptsächlich gut situierte *urban*

Rabbi Henri Noach kümmert sich um die rund 1.000 Juden in Tokio. „Die meisten Mitglieder meiner Gemeinde waren vor drei Jahren noch nicht hier.“



Ernest Salomon war Präsident der Jewish Community of Japan. Wenn er zwei Wochen ohne Sushi auskommen muss, wird er nervös.

professionals, die in Japan einen beruflichen Zwischenstopp eingelegt haben. Die Zahl jener, die diesem Idealbild eines rastlosen Weltenbummlers nicht entsprechen, ist überschaubar. Einer von ihnen ist Ernest Salomon, ehemaliger Präsident der „Jewish Community of Japan“, der im Jahr 1950 aus Deutschland nach Tokio kam und der nach eigenem Bekunden nervös wird, wenn er zwei Wochen ohne Sushi auskommen muss. Die japanische Staatsbürgerschaft hätte er schon längst annehmen können, „aber mir reicht die Aufenthaltsgenehmigung“. Sein gesprochenes Japanisch ist exzellent, doch Lesen und Schreiben beherrscht der ehemalige Rohstoffhändler auch nach 58 Jahren nicht: *Kanji*, die japanischen Schriftzeichen, könne nur der lernen, der hier geboren oder als Kind nach Japan gekommen ist.

Wer in Japan lebt und nicht rein japanischer Abstammung ist, wird als *gaijin* bezeichnet, als „Mensch von außerhalb“. Das gilt bedauerlicherweise auch für gebürtige Japaner, deren Eltern oder Großeltern aus Korea einwanderten. Das Dasein als *gaijin* hat einen Vor- und einen Nachteil: Einerseits wird nicht erwartet, dass sich der Fremde an die rigiden gesellschaftlichen Normen hält, die Rolle als kleines Rädchen im großen Uhrwerk wider-

Übertritte zum jüdischen Glauben kommen relativ häufig vor.
Rabbi Noach hat mehr als 100 Japaner bekehrt.

spruchslos akzeptiert und sein eigenes individuelles Glück hintanstellt. Andererseits kann er nie ein vollwertiges Mitglied der homogenen japanischen Gesellschaft sein. Er bleibt immer fremd.

Für einen Juden hat die ganze Angelegenheit aber noch einen anderen, durchaus positiven Aspekt: In Japan wird er ausschließlich als *gai-jin* wahrgenommen, und nicht als Jude. Man braucht sich, wie es Salomon formuliert, „auf der Straße keine Sorgen machen“. Mehr noch: Die Assoziationen, die ein durchschnittlicher Japaner mit Israel und dem Judentum verbindet, sind eine Spiegelung der in anderen Teilen der Welt vorherrschenden Stereotype. „Hier stehen die positiven Aspekte der alten Klischees im Vordergrund: Wir sind reich, wir sind clever, wir beherrschen die Welt, Sie wissen schon ...“, sagt Rabbi Noach mit einem Schmunzeln. Auf den solcherart informierten Japaner scheint das Judentum eine gewisse

Faszination auszuüben. Ernest Salomon erwähnt in diesem Zusammenhang eine Episode, die sich einige Jahre nach Kriegsende zugetragen hat. Dem damaligen Rabbi, einem Feldgeistlichen der US-Army, fiel auf, dass sich immer wieder Einheimische in die Synagoge schlichen und nach dem Ende des Gottesdienstes schleunigst das Weite suchten. Als er dann einen von ihnen zur Rede stellte und nach seinen Beweggründen fragte, antwortete dieser, er wolle auf diese Weise von den Juden lernen, wie man zu Geld kommt. Salomons Fazit: „Die Japaner haben eine andere Einstellung.“ Nicht Neid stehe im Vordergrund, sondern Lernbereitschaft.

Auch Übertritte zum jüdischen Glauben kommen relativ häufig vor. Während seines sechsjährigen Aufenthalts in Tokio hat Rabbi Noach mehr als 100 Japaner bekehrt, hauptsächlich Frauen, die einen jüdischen *expat* heiraten wollten, aber nicht nur. „Allfällige Beschneidungen werden von





„Was den Menschen abgeht, ist das Gefühl, dass ihr Leben einen Sinn hat. Die Japaner sind Workaholics, die Selbstmordrate ist eine der höchsten.“



Dr. Fuji durchgeführt, der schon seit langer Zeit mit der Gemeinde zusammenarbeitet.“ Doch es gebe auch einen anderen Grund für die Übertritte als das individuelle Liebesglück: eine weit verbreitete spirituelle Leere. „Was den Menschen hier abgeht, ist das Gefühl, dass ihr Leben einen Sinn hat. Die Japaner sind Workaholics, die Selbstmordrate ist eine der höchsten weltweit.“ Gegen diese Leere kämpft Noach mit publizistischen Mitteln. Mehr als 30 Artikel in japanischen Zeitungen hat er bereits verfasst, er unterrichtet jüdische Geschichte an einer Tokioter Universität und derzeit arbeitet er für ein großes Verlagshaus an einem Buch, in dem er Aspekte des Judentums erläutern will, die für Japaner relevant sein können. Etwa die Idee des Sabbat.

Die unaufhörliche, zeitlich entgrenzte Arbeit ist auch einer der Hauptgründe, warum es sogar lange ansässigen Ausländern wie Salomon schwerfällt, Freundschaften mit Japanern zu schließen. „Die meisten sind mit ihrer Firma verheiratet und können nicht frei über ihre Zeit verfügen, auch abends nicht. Außer an den Nationalfeiertagen. Doch dann haben sie familiäre Verpflichtungen zu erfüllen.“ Engere Kontakte knüpfen könne man am ehesten mit Japanern, die eine längere Zeit im Ausland verbracht haben, „die anderen fühlen sich oft unsicher bei *gaijin*. Sie wissen nicht, wie sie sich benehmen sollen.“ Hinzu kommt die Sprachbarriere – die meisten Einheimischen sprechen kaum Englisch – und eine tiefe Kluft zwischen der japanischen und der westlichen Persönlichkeit. Rabbi Noach: „Japaner sprechen nicht oft über sich und ihre Gefühle. Viele wissen gar nicht, wie das geht, auch wenn sie es manchmal gerne täten.“

Die Folge: Die *gaijin* bleiben unter sich, wie in einem Reservat. Sie leben in bestimmten Vierteln und

treffen sich in bestimmten Lokalen. Zum Beispiel in einer gut besuchten Bar ums Eck von Noachs Wohnung, an der er nicht vorbeigehen kann, ohne dass ihm nicht sofort eine Cohiba und ein Rum in die Hand gedrückt werden. „Man könnte das auch als komfortables Ghetto bezeichnen“, sagt Noach, „aber ich möchte mich nicht integrieren. Ich mag diese Freiheit.“

Die 1953 gegründete Jewish Community, für Salomon „mehr so etwas wie ein Club“, funktioniert derzeit auf Sparflamme: Das neue Hauptquartier wird gebaut, die Eröffnung ist für September 2009 geplant. Sechs Millionen Dollar soll der Neubau kosten. Die gesamte Summe wurde der Gemeinde anonym überwiesen, die Spende soll angeblich aus den USA gekommen sein. Dort wird es eine Synagoge geben, Veranstaltungsräume, eine kleine Schule sowie ein koscheres Restaurant. „Wir haben nur wenige Mitglieder, die streng koscher sind“, sagt Salomon. Für sie müsse das Fleisch extra importiert werden. „Wir haben lange mit der japanischen Regierung gekämpft, um eine Sondergenehmigung für die Einfuhr zu erhalten. Es hat Jahre gedauert, bis die kapiert haben, worum es uns eigentlich geht.“ Nun dürfen pro Monat 30 Kilo importiert werden. „Glauben Sie mir, das Ganze war eine sehr mühsame Geschichte.“



ZUR PERSON

Michael Laczynski

wurde 1973 in Warschau geboren und kam im Alter von 11 Jahren nach Österreich. Er leitet das Auslandsressort im „Wirtschaftsblatt“. Tokio kennt er aus seiner Studienzeit. Vor zehn Jahren erst erfuhr er, dass seine Großmutter mütterlicherseits Jüdin war. Sie überlebte den Krieg mit falschem Pass.

Erinnerungen an eine versunkene Welt

Ein neues Buch lässt jene österreichischen Juden wieder lebendig werden, die vor Hitler nach New York geflüchtet waren und sich im „Österreicherviertel“ im Norden Manhattans niederließen. Sie alle hatten den Neuanfang in der Neuen Welt geschafft – doch keinen ließ die alte Heimat los.

VON PETRA STUIBER

Es muss ein ganz eigenartiges Gefühl gewesen sein, als Wiener in den 40er Jahren durch Washington Heights, den nördlichsten Teil von Manhattan, zu spazieren. Denn zwischen Colum-

bus Circle auf der 59th Street und der 110th Street, besonders aber in der Gegend rund um die 72. Straße, konnte man zwischen den typischen New Yorker Häuserfassaden, eisernen Feuerleitern und den typischen

Deli's seltsam Vertrautes sehen und hören: Das Englisch der hier Ansässigen hatte nichts Amerikanisches, sondern diesen seltsam weichen, österreichischen Klang. Die Lokale in der Umgebung kündeten davon, dass eine vertriebene Kultur hier herübergerettet worden waren: etwa das „Café Geiger“, „Old Vienna“, aber auch die „Kleine Konditorei“ in der 86th Street, die eigentlich schon zum „Deutschenviertel“ Yorkville gehörte. 135.000 deutschsprachige Menschen, vor allem Juden und „Politische“, bekamen Zuflucht in den USA – rund 60.000 siedelten sich allein im Norden Manhattans, in der Gegend von Washington Heights, an. Während deutsche Juden „ihren“ Stadtteil in zynischer Reminiszenz an das Land, das sie nicht mehr wollte, „the Fourth Reich“ nannten, pflegten die Österreicher die feine Unterscheidung: Sie nannten die Straßenzüge, in denen sie sich angesiedelt hatten, lieber „Zweite Republik“. Das war, während die Nazis drüben in Europa gerade ihren Vernichtungsfeldzug führten, ebenso vermessen wie hellsichtig.

Rund um das „Café Vienna“ (später „Vienna Café“, 50 West, 77th Street), das bis zu 250 Personen fasste, formierte sich das (vertriebene)



Ankunft im „Fourth Reich“, wie deutsche Juden ihren Stadtteil nannten

Zu Hause in zwei Städten. Viele der Vertriebenen besuchten Wien wieder, fühlten sich aber fremd.

Zentrum der Wiener Kleinkunstszene. Jimmy Berg und der Geiger Fred Fassler schufen hier sogar ein eigenes Genre: die „Short Operetta“, die sich als „musical nonsense“ und Parodie auf die Operette verstand. Im Sommer 1941 eröffnete George Eberhardt in der 79. Straße, 323 East, das „Eberhardt's Café Grinzing“, das mitunter wegen Überfüllung geschlossen werden musste, wenn Hermann Leopoldi mit seinen Schlagern, etwa den „Novaks aus Prag“, auftrat. Im „Wiener Fiaker“ wiederum (223 West, 80th Street) sang Fritz Spielmann am Eröffnungsabend das Lied „Es hat ein Wiener Fiaker am Broadway seinen Stand“. Darin lag alles, was den Sänger und das Publikum verband: die bittersüße Erinnerung an „daheim“ in Wien, die Verzweiflung über die Vertreibung und die Unmöglichkeit zurückzukehren – und der Mut, hier, in dieser gigantischen Stadt, in diesem gigantischen Land neu zu beginnen.

Fast alle haben in den USA tatsächlich so etwas wie ein neues Zuhause gefunden. Die meisten sind geblieben – das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes schätzt die Zahl der Remigranten aus Amerika mit 15 bis 20 Prozent ein.

1988, 50 Jahre nach dem „Anschluss“, machten sich zwei Journalisten aus Wien auf den Weg nach New York, um diejenigen zu treffen, die wohl am meisten zu sagen hatten zu Fragen wie jener nach der Schuld

der Österreicher, kollektivem „Vergessen“, Verdrängen und Verleugnen derer, die man vertrieben hatte. Österreich steckte noch immer mitten in der „Waldheim-Debatte“, die Wogen und die Aggressionen gingen hoch, das Land plagte sich ab mit seiner Vergangenheit. Gerhard Jelinek und Andreas Weber (damals beide „Wochenpresse“, heute ORF und „Format“), trafen zwanzig jener ehemaligen Österreicher, die damals, in den 40er Jahren, über abenteuerliche Um- und gefährliche Fluchtwege nach Washington Heights gekommen waren. Die wenigsten wohnten noch dort, das Österreicher-Viertel gibt es nicht mehr. Doch die Erinnerung lebte. Jelinek und Weber sprachen lange mit den ehemaligen Österreichern, etwa dem Sohn von Käthe Leichter, Franz – oder mit Richard Berczeller, dem Arzt und Mitglied der „Revolutionären Sozialisten“, dem Anna Freud und die Prinzessin Marie Bonaparte das Visum nach Frankreich besorgten und ihm damit das Leben retteten. Die beiden Journalisten verfassten aus den Gesprächen drei lange Artikel für die „Wochenpresse“. Zurück blieb offenbar das Gefühl, dem Erlebten dennoch nicht gerecht geworden zu sein: Gerhard Jelinek gab die damals geführten Interviews, immerhin 60 Stunden Tonmaterial, nun unter dem Titel „Nachrichten aus dem 4. Reich“ heraus (ecowin-Verlag GmbH, Salzburg, 2008, 211 Seiten).

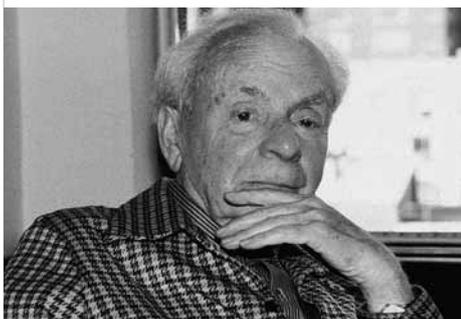
Die „Netrebko der 30er Jahre“, Marta (Martha) Eggerth, findet sich mit ihren Erinnerungen im Buch wieder. Die gebürtige ungarische Opernsängerin war mit dem Willi-Forst-Film „Leise flehen meine Lieder“ zum Star geworden. 1936 heiratete sie den polnischen Operntenor Jan Kiepura, die beiden ließen sich in Wien nieder. Die beiden waren das Traumpaar des österreichischen Musikfilms, wenn sie in der Staatsoper gemeinsam auftraten, drängten sich Tausende, um



Martha Eggerth wollte nie nach Wien zurück.

wenigstens einen Blick auf die beiden zu erhaschen. Das Paar schaffte es via Paris ins Exil – Kiepura hatte ein Engagement an der Metropolitan Opera in New York in der Tasche, die beiden wurden von Kiepuras Sekretär Marcel Prawy begleitet. Zwischen 1944 und 1946 traten Eggerth und Kiepura bis zu acht Mal pro Woche am Broadway in der Léhar-Operette „Die lustige Witwe“ auf. Marta Eggerth erinnerte sich an Wien als „unsere künstlerische Heimat, absolut“: „Wien war immer ein Lieblingskind in meinem Herzen.“ Das Weggehen aus Wien habe ihr sehr weh getan, doch „die Liebe kann man nicht ausradieren“. Dennoch habe sie nie daran gedacht, nach Wien zurückzukommen: „Das ist wie mit Bäumen. Sie können Bäume nicht versetzen, wenn sie Wurzeln geschlagen haben. Wir haben uns hier in Amerika fest verwurzelt und ein neues Zuhause gefunden.“

Der gelernte Typograph Robert Haas wiederum meinte: „Ich muss sagen, ich habe immer Glück gehabt.“ Das ist wohl ziemlich relativ zu sehen. Zum „Glück“ zählte wohl, dass er im Wien der 20er und 30er Jahre bereits ein gefragter Grafiker und Fotograf war. Er kannte vom Bundespräsidenten Michael Hainisch abwärts alles, was in der damaligen Politik Rang und Namen hatte, war in der Künstler-Bohème zuhaus – etwa befreundet mit dem Architekten Clemens Holzmeister, und er hatte wohl gute Chancen bei den Wiener



Der gelernte Typograph Robert Haas hatte „immer Glück“.

Mit Wien waren die wenigsten im Reinen. Die Stadt wurde für viele so etwas wie die untreue Geliebte, die man doch nicht vergessen kann.

Damen. Weniger „Glück“ hatte er wohl durch die simple Tatsache, als Jude geboren worden zu sein. Deswegen zahlte ihm die Wiener Nazi-Landesregierung seinen größten Auftrag nicht: Er hatte die Namen der burgenländischen Opfer des Ersten Weltkriegs aufgelistet, das Dokument sollte im Heldentor am Wiener Burgerring aufbewahrt werden. Geld sah er nie dafür. Stattdessen wurde er mehrfach denunziert, nur mühsam konnte er zu Pass und Visum kommen. Mit seinen Bildern, Porträts der „Neuen Welt“, wurde er auch in New York berühmt. Im Interview zeigte sich Haas nicht sentimental, was die „Alte Welt“ betraf. Doch in seinem Haus in Valhalla, einer schon recht ländlich-beschaulichen Siedlung im Norden Manhattans, bewahrte er bis zu seinem Tod 1997 seine „Schätze“ von damals auf: Fotos aus dem Österreich der Zwischenkriegszeit, Zeitschriften, Bildbände und Proben seiner Arbeit als Kalligraf.

Jelinek und Weber trafen auch die kleine, quirlige Steffy Browne, in Wien als Martha Stephanie Braun, geboren. Die studierte Nationalökonomin nahm ab 1925 mit zwei Dutzend anderen Studenten, Dozenten und Professoren regelmäßig am „Privatseminar“ von Ludwig Mises teil. Die Veranstaltung in der Handelskammer war legendär und gilt als Beginn der „Österreichischen Schule der Nationalökonomie“. Browne und ihr Mann gingen nach der „Kristallnacht“ weg. Sie erzählt, wie sie ihre Landsleute plötzlich erlebte: „Man muss wissen, dass die Leute einfach feig waren. Sie haben das Hakenkreuz getragen, ob sie daran glaubten oder nicht. Sie haben gehofft: ‚Da kann mir nichts passieren.‘“ „Ganz ruhig“ seien sie aus Wien weggegangen, mit einer der ersten „Kapitalfluchtnummern“.

Der Komponist Fritz (Fred) Spielmann, 1906 in Wien geboren, schenkte seiner Heimatstadt Kost-



Martha Braun erinnert sich an die Wiener als „einfach feig“.

barkeiten wie den Schlager „Warum spielt in den Schinkenfleckerln ollaweil das Fleisch Versteckerln?“ (1936). Gefeierte wurde er dafür, vertrieben wurde er trotzdem. Spielmann konnte sich nach Amerika retten, viele seiner Freunde und Kollegen, etwa der Musikverleger Bernhard Herzmannsky oder der Textdichter Fritz Löhner-Beda, Autor von „Land des Lächelns“, kamen ins KZ. Durch Künstlerfreunde gelangte Spielmann über Frankreich und Kuba zu einem der begehrten „Affidavits“ für Amerika, der Quasi-Bürgerschaft eines bereits in den USA lebenden Bürgers – unbedingte Voraussetzung für einen Neustart in der „Neuen Welt“. Durch sein handwerkliches Talent und seine Anpassungsfähigkeit an das US-Musikbusiness brachte es Spielmann zum gefragten Film- und TV-Komponisten. Als er, vom Semmering kommend, den Einmarsch Hitlers miterleben musste, konnte er es nicht fassen: „Das war, als ob einer sagt, ‚Dein Vater ist gestorben.‘“ Die Bösartigkeit von Wiener Nazis habe die schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Spielmann erinnerte sich: „Ich habe einige jüdische Bekannte gehabt, die sind nach Berlin gegangen, weil es in Wien so arg war.“

„Nachrichten aus dem 4. Reich“ lebt davon, dass die Interviewten in Ich-Form erzählen. Das lässt das Altwienerische in ihrer Sprache zur Geltung kommen, das die meisten bis ins hohe Alter immer noch nicht vergessen haben. Mit Wien, mit der

alten Heimat, waren die wenigsten wirklich im Reinen. Die Stadt wurde für viele so etwas wie die untreue Geliebte, die man doch nicht vergessen kann. Was auffällt, ist, dass alle Emigranten immer vom „Weggehen“ sprachen – nicht etwa von „Flucht“ oder „Vertreibung“. Gerhard Jelinek interpretiert dieses Phänomen so: „Ich deute es so: Das Aktiv triumphiert über die Leidensform.“

Eigentlich unnötig, dass Jelinek in seinem Vorwort selbst erwähnt hat, dies sei „ein Buch der verpassten Gelegenheiten“. Wer die Erzählungen der nach New York emigrierten Österreicher liest, versteht umso weniger, warum sich so viele in Österreich so wenig darum bemüht haben, diese Menschen zurück in ihre alte Heimat zu bitten. Fritz Spielmann gestand Jelinek und Weber: „Es zieht mich immer wieder nach Wien – aber die Menschen haben nichts gelernt.“



Gerhard Jelinek, Das vierte Reich. Mit einem Vorwort von Peter Marboe und zahlreichen farbigen Abbildungen, 216 Seiten ecovin Verlag EUR 22,50 ISBN 978-3-902404-64-0

Zwischen allen Stühlen

Der Journalist Karl Pfeifer ist achtzig Jahre alt geworden. Nun wurde sein Leben verfilmt.

VON THOMAS SCHMIDINGER

Mit der Machtübernahme der Nazis 1938 flüchtete Karl Pfeifer als Zehnjähriger mit seiner Familie nach Ungarn, wo seine Mutter eines natürlichen Todes starb. Nach seinem Beitritt zum Haschomer Hatzair gelangte er 1943 mit einem der letzten Kindertransporte nach Israel. Seinen in Ungarn zurückgebliebenen Vater sah er nie wieder. Er überlebte zwar in einem Versteck die Deportationen nach Auschwitz, starb aber, von Entbehrungen gezeichnet, zwei Tage nach der Befreiung Budapests durch die Rote Armee. Karl Pfeifer, oder Eli, wie er unter seinen Freundinnen und Freunden des Haschomer in Israel auch noch heute genannt wird, wuchs so im Kibbutz Scha'ar haAmakim auf, wo er sich mit seiner Gruppe Jugendlicher schließlich dem Palmach anschloss und im israelischen Unabhängigkeitskrieg kämpfte. Obwohl er 1951 nach Österreich zurückkehrte, wollte er sich mit den österreichischen Verhältnissen nie arrangieren und versuchte schließlich auch mehrmals von Wien wegzukommen. Er arbeitete in der Schweiz und in Italien, ließ sich in London und einige Monate in New York nieder. Nach seiner Auswanderung nach Neuseeland wird es ihm dort zu langweilig.

Am Ende landete er immer wieder in Wien, wo er schließlich zu schreiben beginnt. Zunächst sind es Leserbriefe, bald wird sein journalistisches Talent jedoch für die damals noch



existierende Arbeiterzeitung „AZ“ entdeckt, für die er zunächst unter einem Pseudonym Reportagen über Ungarn verfasst. Schließlich wird er wegen seiner Reportagen über Wehrdienstverweigerer und Roma aus Ungarn ausgewiesen. Dass er nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes in den Geheimdienstakten nachlesen konnte, wegen ideologischer Subversion verdächtig gewesen zu sein, freut ihn heute noch. Während des Libanonkrieges von 1982 wird er schließlich von der „Gemeinde“, der Zeitschrift der Israelitischen Kultusgemeinde, gebeten, eine Sondernummer über den Libanonkrieg zu gestalten. Da diese Mitgliedern und Vorstand ge-

fiel, wurde er schließlich als Redakteur der „Gemeinde“ fix angestellt, die er bis zu seiner Pensionierung gestaltete. Diese bedeutete jedoch keineswegs Ruhestand. Bis heute ist er als Journalist für jüdische Zeitschriften und Websites ebenso tätig wie für „Kol Israel“, die ungarische Wochenzeitung „Hetek“ oder das in London erscheinende antifaschistische Magazin „Searchlight“.

Sein publizistischer Kampf gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus nahm in den letzten Jahren jedoch auch juristische Formen an. Nachdem er 1995 auf die „Nazitöne“ hingewiesen hatte, die der rechtsextreme Politikwissenschaftler Werner Pfeifenberger im Jahrbuch der Freiheitlichen Akademie von sich gegeben hatte und dieser 2000 vermutlich Selbstmord beging, bezeichnete Mölzers „Zur Zeit“ den „jüdischen Journalisten Karl Pfeifer“ als Teil einer „Jagdgesellschaft“, die Pfeifenberger „in den Selbstmord getrieben“ habe. Karl Pfeifer klagte, bekam erst recht, verlor aber in der zweiten Instanz. Im November 2007 gab der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte schließlich seiner Beschwerde gegen die Republik Österreich Recht, die ihm 5.000 Euro Entschädigung für das Versäumnis der österreichischen Gerichte bezahlen musste. Ein schönes, aber lange erkämpftes Geburtstagsgeschenk für einen streitbaren Journalisten.

Nicht daheim und doch nicht an der frischen Luft

So viele Talente auf so kleinem Ort: Eine Erinnerung an die jüdische Kultur im Wiener Kaffeehaus zwischen Fin de Siècle und 1938.

VON KATJA SINDEMANN

Das Café Central ist nämlich kein Caféhaus wie andere Caféhäuser, sondern eine Weltanschauung, und zwar eine, deren innerster Inhalt es ist, die Welt nicht anzuschauen ... Das Café Central liegt unterm Wienerischen Breitengrad am Meridian der Einsamkeit. Seine Bewohner sind größtenteils Leute, deren Menschenfeindschaft so heftig ist wie ihr Verlangen nach Menschen, die allein sein wollen, aber dazu Gesellschaft brauchen. " So schrieb Alfred Polgar in seiner „Theorie über das Café Central“ im Jahr 1926.

Das Fin de Siècle, das letzte Jahrzehnt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, war eine Zeit kultureller Hoch-

blüte. Die k. u. k. Monarchie stand auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Macht. Die Kronländer lieferten Rohstoffe und Nahrungsmittel, aus allen Teilen des Reiches strömten die Menschen nach Wien. Zugleich wurden jedoch die Freiheitsbestrebungen der slawischen Völker unterdrückt. Neue Erfindungen wie Eisenbahn, Telefon, Telegrafie, Fotografie und Film veränderten die Welt. Die jüdische Bevölkerung hatte die Gleichberechtigung erkämpft und engagierte sich in Wirtschaft, Bildung und Kultur.

Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Redakteure, aber auch Ministerialräte und Ärzte versammelten sich im Kaffeehaus, um Zeitungen zu lesen,

das Neueste zu erfahren, Meinungen auszutauschen, Ideen zu besprechen, Werke zu kritisieren und sich gegenseitig zu beflügeln. Viele waren jüdischer Abstammung, meistens jedoch assimiliert. Wichtigster Treffpunkt in den 1890ern war das Café Griensteidl am Michaelerplatz. Hier residierte Hermann Bahr, geistiges Oberhaupt der Autorengruppe „Jung-Wien“. Der Theaterkritiker und Literaturtheoretiker förderte Nachwuchsschriftsteller wie Hugo von Hofmannsthal, der schon als Gymnasiast Gedichte unter einem Pseudonym veröffentlichte. Felix Salten, Richard Beer-Hofmann, Adolf Loos, Alfred Polgar, Karl Kraus, Peter Altenberg und Hugo Wolf gehörten





Auf wenigen Quadratmetern versammelt: das Café Central, das Griensteidl und der Herrenhof

ebenfalls „Jung-Wien“ an. Während manche das Griensteidl als „Café Größenwahn“ verspotteten, bezeichnete Bahr es als „Platonische Akademie“.

Stefan Zweig erzählte in „Jugend im Griensteidl“: „Unsere beste Bildungsstätte für alles Neue blieb das Kaffeehaus. Nichts hat vielleicht so viel zur intellektuellen Beweglichkeit und internationalen Orientierung des Österreicherers beigetragen, als dass er im Kaffeehaus sich über alle Vorgänge der Welt umfassend orientieren und im freundschaftlichen Kreis diskutieren konnte.“ Einblicke in das Künstlerleben im Griensteidl gab der Arzt und Schriftsteller Arthur Schnitzler in seinem Tagebuch: „Gestern abends hat Salten im Kfh. noch den kleinen Kraus – der auch ihn angegriffen – geohrfeigt, was allseitig freudig begrüßt wurde.“ Hintergrund der Notiz: Wegen der Neugestaltung des Michaelerplatzes 1896 wurde das Café Griensteidl abgerissen. Aus dem Anlass verfasste der junge Karl Kraus den bissigen Artikel „Die demolierte Literatur“, in dem er gegen Hermann Bahr und seine Kollegen polemisierte. Felix Salten, Theaterkritiker der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ sowie Autor von „Bambi“ und „Josefine Mutzenbacher“, fühlte sich, wie viele andere, auf den Schlipps getreten. Die Satire verhalf Karl Kraus zum Durchbruch; ihr erster Satz „Wien wird jetzt zur Großstadt demolirt“ wurde zum geflügelten Wort. Arthur Schnitzler schilderte in seinen Theaterstücken Dandys der Wiener Gesellschaft und süße Vorstadtmädels, zeigte Lebenslügen und Doppelmoral auf und nahm einige Erkenntnisse Sigmund Freuds vorweg. Bezeichnend ist folgende Anekdote: Der vierzehnjährige Sohn einer Nachbarsfamilie wurde verletzt in Schnitzlers Ordination gebracht. Sein Pony hatte den Jungen, als er nackt

schlafend im Garten lag, an der empfindlichsten Stelle gebissen. Schnitzler legte einen Notverband an und befahl, den Verletzten in die Klinik zu bringen: „Und das Pony zu Professor Freud!“

Karl Kraus hatte sich schon vor der Schließung des Cafés Griensteidl ins nahe Café Central geflüchtet: „Im jungen Österreich sitzen die Talente so dicht an einem Kaffehaustisch zusammen, dass sie sich gegenseitig an der Entfaltung hindern.“ Nun folgten ihm die heimatlos gewordenen Literaten dorthin nach; das Café Central war in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts das Künstlercafé schlechthin.

„Es ist ein rechtes Asyl für Menschen, die die Zeit totschiessen müssen, um von ihr nicht totgeschlagen zu werden. Es ist der traute Herd derer, denen der traute Herd ein Gräuöl ist, die Zuflucht der Eheleute und Liebespaare vor den Schrecken des ungestörten Beisammenseins, eine Rettungssta-

„Unsere beste Bildungsstätte für alles Neue blieb das Kaffeehaus. Nichts hat vielleicht so viel zur intellektuellen Beweglichkeit und internationalen Orientierung des Österreicherers beigetragen, als dass er im Kaffeehaus sich über alle Vorgänge der Welt umfassend orientieren und im freundschaftlichen Kreis diskutieren konnte.“

Stefan Zweig

tion für Zerrissene, die dort, ihr Lebttag auf der Suche nach sich und ihr Lebttag auf der Flucht vor sich, ihr fliehendes Ich-Teil hinter Zeitungspapier, öden Gesprächen und Spielkarten verstecken und das Verfolger-Ich in die Rolle des Kiebitz drängen, der das Maul zu halten hat. Das Café Central stellt also eine Art Organisation der Desorganisierten dar.“ (Polgar, Theorie)

Im Central trafen sich Schriftsteller wie Stefan Zweig, Hermann Broch, Franz Blei, Joseph Roth, Lina Loos, Gina Kaus, Anton Kuh, Milena Jesenska, Franz Kafka, Robert Musil, Friedrich Torberg, Franz Werfel, Hilde Spiel und viele andere. Ein Original war Peter Altenberg, der quasi im Central wohnte und dieses als Postadresse angab. Der Bohemien mit Schnauzbar und Zwicker notierte seine Beobachtungen in Skizzen auf Servietten und Bierdeckeln. Von ihm stammt die berühmteste aller Kaffeehaus-Hymnen:

„Du hast Sorgen, sei es diese, sei es jene – ins Kaffeehaus!

Sie kann, aus irgendeinem, wenn auch noch so plausiblen Grunde, nicht zu dir kommen – ins Kaffeehaus!

Du hast zerrissene Stiefel – Kaffeehaus!

Du hast 400 Kronen Gehalt und gibst 500 aus – Kaffeehaus!

Du bist korrekt sparsam und gönnt Dir nichts – Kaffeehaus!

Du bist Beamter und wärest gern Arzt geworden – Kaffeehaus!

Du findest Keine, die Dir passt – Kaffeehaus!

Du stehst innerlich vor dem Selbstmord – Kaffeehaus!

Du hasst und verachtest die Menschen und kannst sie dennoch nicht missen – Kaffeehaus!

Man kreditiert Dir nirgends mehr – Kaffeehaus!“

Karl Kraus bildete mit dem Archi-

„Im jungen Österreich sitzen die Talente so dicht an einem Kaffeetisch zusammen, dass sie sich gegenseitig an der Entfaltung hindern.“ Karl Kraus

tekten und Journalisten Adolf Loos ein kongeniales Duo, was Scharfzüngigkeit anbelangte: „Adolf Loos und ich haben nichts weiter getan als gezeigt, dass zwischen einer Urne und einem Nachtopf ein Unterschied ist.“ Loos, Gründer der Wiener Moderne, richtete sowohl die American Bar als auch das Café Museum ein, welches als Café Nihilismus verspottet wurde. Die Fama behauptet, Loos sei immer dann ins Café Central gekommen, wenn er seine Entwürfe im Café Museum nicht mehr sehen konnte.

„Dieses rätselvolle Caféhaus beschwichtigt in den friedlosen Menschen, die es besuchen, etwas, das ich: das kosmische Unbehagen nennen möchte. An dieser Stätte der lockeren Beziehungen lockert sich auch die Beziehung zu Gott und den Sternen, die Kreatur entschlüpft ihrem Zwangsverhältnis zum All in ein pflichtloses sinnliches Gelegenheitsverhältnis zum Nichts, die Drohungen der Ewigkeit dringen nicht durch die Wände des Café Central, und zwischen diesen genießest du die holde Wurschtigkeit des Augenblicks.“ (Polgar, Theorie)

Der Schriftsteller und Kulturphilosoph Egon Friedell schuf mit dem Redakteur und Autor Alfred Polgar den berühmten Goethe-Sketch, der im (von den Wiener Werkstätten eingerichteten) Cabaret Fledermaus uraufgeführt wurde. Von Polgar sind zahllose Bonmots überliefert: Als im Kaffeehaus ein Tratsch mit den Worten „Das bleibt unter uns“ eingeleitet wurde, beugte sich Polgar unter den Tisch: „Da ist aber kaum noch Platz!“ Als sich ein Arzt bei seinem Sitznachbarn entschuldigte, dass er ihm den Rücken zuehrene, fragte Polgar: „Und dafür, dass Sie mir das Gesicht zuehren, finden Sie kein Wort der Entschuldigung?“ Das Erscheinen deutscher Emigranten in Österreich 1933 kommentierte er: „Die Ratten betreten das sinkende Schiff.“



Peter Altenberg auf seinem Platz

1918 öffnete ein neues Kaffeehaus seine Pforten, das Café Herrenhof, wohin nun viele Künstler übersiedelten. Zur Legende hat es Oberkellner Franz Hnatek gebracht. Jene berühmte Anekdote, die einem Ministerialbeamten des Außenministeriums zugeschrieben wird, stammt in Wahrheit von ihm: Vor dem Ersten Weltkrieg saß Lew Dawidowitsch Bronstein alias Leo Trotzki häufig im Café Central und spielte Schach. Als 1917 die Nachricht von der Russischen Revolution Wien erreichte, meinte Hnatek: „Wer soll denn in Russland Revolution machen? Vielleicht gar der Herr Bronstein aus dem Café Central?“ Einer der Kaffeehausliteraten war Hugo Bettauer, der 1922 den Roman „Stadt ohne Juden“ schrieb, welcher prophetischen Charakter hatte. Sein Inhalt: Aufgrund parlamentarischer Entscheidung müssen alle Juden auswandern. Die Folgen sind katastrophal: Die Wirtschaft verödet, die Kultur erliegt, die Kaffeehäuser sind verlassen. Schließlich beschließen die Politiker, die Juden wie-

der zurückzuholen. Das Buch wurde 1924 mit dem jungen Hans Moser verfilmt. Berühmt ist auch Bettauers sozialkritischer Roman „Die freudlose Gasse“, der 1925 mit Greta Garbo verfilmt wurde. Der wegen seiner freizügigen Schriften kritisierte Bettauer wurde 1925 von einem NSDAP-Mitglied erschossen, der dafür eine lächerlich geringe Strafe ausfasste.

„Der Centralist ist ein Mensch, dem Familie, Beruf, Partei solches Gefühl nicht geben: Hilfreich springt da das Caféhaus als Ersatztotalität ein, lädt zum Untertauchen und Zerfließen. Verständlich also, daß vor allem Frauen, die ja niemals allein sein können, eine Schwäche für das Café Central haben. Es ist ein Ort für Leute, die um ihre Bestimmung, zu verlassen und verlassen zu werden, wissen, aber nicht die Nervenmittel haben, dieser Bestimmung nach zu leben.“ (Polgar, Theorie)

Im Café Herrenhof herrschte in den 1920er und 30er Jahren die letzte Blütezeit des kulturellen Lebens, bis die Mehrzahl der Literaten 1938 fliehen musste. Friedrich Torberg hat der Kaffeehausatmosphäre in der Monarchie und ihren Nachwehen in seinen Büchern „Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlandes in Anekdoten“ sowie „Die Erben der Tante Jolesch“ ein Denkmal gesetzt. Darin werden Kauze und Originale mit ihrem herben Mutterwitz und ihrer Mischung aus deutschem, jiddischem und slawischem Humor porträtiert. Das Wort der Tante Jolesch: „Alles was ein Mann schöner is' wie a Aff', is' a Luxus“ hat mittlerweile Weltberühmtheit erlangt.

Das neue Buch „Das Wiener Café. Die Geschichte einer ewigen Leidenschaft“ von Katja Sindemann ist im metroverlag erschienen.

Suchbild auf Jiddisch ...

Auf diesem Bild, das Bundeskanzler Bruno Kreisky und den Literaten Friedrich Torberg zeigt, sind acht Fehler versteckt. Finden Sie sie!

VON MICHAELA SPIEGEL



Martha, einundachtzig, einsam, erhofft nichts mehr von der Zukunft,
Vicky, achtundvierzig, einsam, lebt auch freudlos vor sich hin.
Die zwei frustrierten Frauen begegnen einander
im Stadtpark, wo Martha Enten füttert.

Als die betagte Frau erkrankt,
bringt Vicky sie ins Krankenhaus
und betreut sie später, daheim.
Aus der Zweckverbindung wird Freundschaft,
aus der Freundschaft nach und nach Liebe,
das späte Glück einer tiefen,
nie gekannten Mutter-Tochter-Beziehung.

Aus der unverhofften Nähe entstehen Erwartungen,
aus den Erwartungen Ansprüche.
Was geschieht, wenn sich die Ansprüche
als unerfüllbar erweisen?

URAUFFÜHRUNG

PARADISO

von Lida Winiewicz

Hilde Sochor

Katharina Scholz-Manker

TERMINE: 24., 27. September

3., 4., 9., 10., 15., 17., 18. Oktober

Tickets: 512 42 00

www.stadttheater.org

**stadt wal
Theater fisch
gasse**

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien

KOMMENTAR



Der Waldheim-Reflex und der Fall Josef F.

VON MARTIN ENGELBERG

In den heißen Tagen nach der Aufdeckung der Kriminalgeschichte des Josef F. überschlagen sich die Stellungnahmen förmlich in Superlativen. Vom „radikal Bösen“ vom „Monster“ war die Rede. Noch Wochen später bezeichnete ein Philosoph in einer Diskussionsveranstaltung die Tat als „ganz exorbitant böse Handlung“. Es schien mir als würde hier ein Kriminalfall wahrgenommen, als ob es keine Shoah gegeben hätte, teils, als ob es ganz exorbitant böse Handlungen, nicht dazu in weit größerem Ausmaß, nicht schon in Europa, in Österreich, ja sogar in ganz unmittelbarer Nähe von Amstetten gegeben hätte.

Wenn man von Mordtät an mit dem Geschlechten über 50-Männer aufwacht, die jüdischen Mütter die Babys aus den Händen rissen, um diese dann mit dem Scheitel an eine Wand zu schlagen und zu erschlagen, dann ist das Ausmaß an Bestialität, Unmenschlichkeit, ja Bestialität, zu diesem Menschen fähig sind keine unbekannte Kategorie mehr. Dann macht es fassungslos, dass eine Nonne im Fernsehen davon sprach, dass wir in den letzten Jahren (sic) das Paradies verloren hätten und uns überlegen müssten, wie wir dorthin zurückfinden können.

Es ist fast nicht zu glauben, wie sehr hier offensichtlich – in einer ganzen Gesellschaft – ein Abwehrmechanismus einsetzte,

der sich die Zeit bis zu den Fällen Kampouch und F. genutzte als patriotisch planarisiert und die zahllosen Verbrechen, die in Österreich im Namen des Christentums und in der Welt überhaupt an Menschen begangen wurden, völlig negiert.

An dieser Stelle offenbarte sich auch ein grundsätzlicher Unterschied des Menschenbildes im Judentum und Christentum: Den Ausdruck aus der Tora (3. Buch Moses) „We'ahabta lere'acha Kamoscha – Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ reklamiert das Christentum

Als der Korrespondent der Neuen Zürcher

Zeitung es wagte, auch den Schatten der Nazizeit im Umgang mit dieser Kriminalgeschichte zu identifizieren, waren sich alle in ihrer empörten Zurückweisung einig.

Im Judentum hingegen befindet sich der bedeutsame Schriftgelehrte Hillel vor 2.000 Jahren, dass der Mensch diesem Anspruch nicht ge-

recht werden könne, und formulier- te ihn entscheidend um, in: „Was du nicht willst, das man dir antue, das füg auch keinem anderen zu.“

Damit ist gleich viel eindeutiger „das Böse“ nicht der Ausnahmefall, sondern Teil des Menschens, den es gilt – wenn möglich – durch Fähigkeit zur Empathie, zum Einfühlen in den Anderen beziehungsweise – wenn nötig – durch Über-Acht-Instanzen in Schach zu halten.

Auch der – ich möchte ihn so nennen – „Waldheim-Reflex“ regierte sofort wieder: Als der Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung es wagte, in einem Kommentar und in einer TV-Diskussion auch den Schatten der Nazizeit im Umgang mit dieser Kriminalgeschichte zu identifizieren, waren sich alle österreichischen Teilnehmer in ihrer empörten Zurückweisung, in der sofortigen Bildung einer Wagenburg gegenüber dem Ausland einig.

Genauso wie im Umgang mit der Waldheim-Affäre war eine sachliche Untersuchung dieses Falles, eben auch im Lichte des Einflusses der Nazizeit darauf, sehr schwer. Allen voran der Bundes- und der Vierkandler, denen nichts Besseres einfällt, als sich schützend vor ihr Österreich zu stellen, als ob es vom Ausland angegriffen würde, und sich als gereizte Reaktion auf diesen Fall eine Imagekampagne Österreichs im Ausland anzudeuten.

NU 32/2008

Seite 44

Der Waldheim-Reflex und der Fall Josef F.

Gewiss, im Blick auf die Shoah oder die Judenverfolgungen war die verbale Empörung über den Fall Josef F. unverhältnismäßig. Unverhältnismäßig war auch der nationale Schulterchluss angesichts einiger ausländischer Kommentatoren, die Ursachenforschung in Österreichs Seele und Geschichte betrieben hatten.

Aber glaubt der Autor wirklich, die Wurzel dieses und der vielen anderen Übel liege im Christentum, weil es „völlig den Aggressionstrieb im Menschen und seine Fähigkeit zu hassen und zu morden“ negiere? Wenn Martin Engelberg bedauerlicherweise meint, unter Heranziehung biblischer bzw. rabbinischer Schriftstellen einen derartigen „grundlegenden Unterschied des Menschenbildes im Judentum und Christentum“ konstruieren zu können, dann irrt er – jedenfalls in der von ihm angestellten Begründung.

Der von ihm zitierte Schrifttext aus Wajikra/Levitikus 19,18 „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ steht im Christentum gerade nicht isoliert da, sondern findet sich im Neuen Testament zusammengespannt mit dem zentralen jüdischen Gebet und Glaubensbekenntnis

Schma Jisrael: „(...) Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft“. Nicht am „Ideal der absoluten Nächstenliebe“ (Engelberg), vielmehr an beiden Geboten – Gottes- und Nächstenliebe – gemeinsam hängen, wie Jesus betont, „das ganze Gesetz und die Propheten“ (Matthäus 22,40).

In der realistischen Perspektive auf die conditio humana, die „das Böse“ im Menschen nicht verschweigt, erweist sich Jesus von Nazaret als gelehriger Schüler des großen Rabbi Hillel (30 v. – 9 n.Chr.): Dessen Aussage „Was du nicht willst, das man dir antue, das füg auch keinem anderen zu“ findet sich als „Goldene Regel“ im Herzstück der christlichen Ethik, der Bergpredigt (Matthäus 7,12), wieder.

*Mag. theol. Wolfgang Kimmel
Eb. Priesterseminar 1090 Wien*

Jedesmal wieder ein Vergnügen Ihre Zeitschrift zu lesen.

Besonders amüsant „Dajgezzen und Chochmezzzen“. Freue mich schon auf die nächste Ausgabe.

Beste Grüße, Ihr Jürgen Glück

Ein Briefwechsel zwischen NU und der Onlineredaktion des ORF:

Sehr geehrte Damen und Herren, Die Überschrift „Libanon feiert freie Hisbollah-Kämpfer“ auf orf.at ist eine eigenartige Interpretation. Alle anderen Qualitätsmedien betonen den terroristischen Hintergrund der Freigelassenen. Eine Zeile „Libanon feiert freie Hisbollah-Terroristen“ wäre also angemessener. So viel Zuneigung könnte man dem von Samir Kantar erschlagenen vierjährigen Mädchen in einem demokratischen Land schon erweisen. Das ist im Übrigen kein Leserbrief, sondern eine kollegiale Anregung

*Mit freundlichen Grüßen
Peter Menasse, Chefredakteur NU*

Sehr geehrter Herr Menasse! Danke für Ihre Anregung. Ein Titel kann auf Grund der begrenzten Platzes leider nicht alles sagen. In der Story selbst, sowie in den Hintergrundgeschichten, ist die Hisbollah sehr wohl als Terrororganisation ausgewiesen.

*Mit freundlichen Grüßen
Peter Bauer, ORF.at*

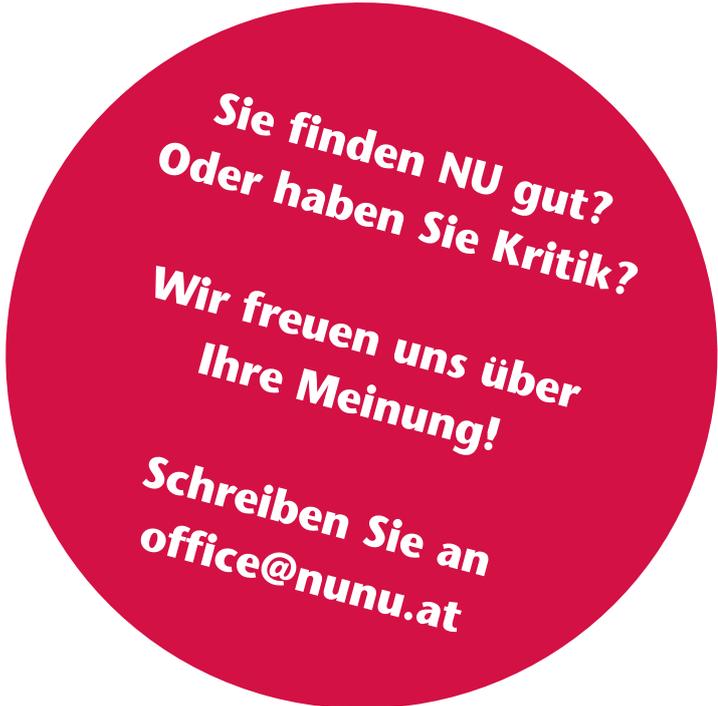




FOTO: PETER RICAUD

Was wird von George W. Bush bleiben?

VON MARTIN ENGELBERG

Derzeit herrscht überwiegend die Meinung vor, George W. Bush werde als schlechtester Präsident der USA in die Geschichte eingehen. Aber wird die Präsidentschaft Bushs auch in einigen Jahren oder Jahrzehnten noch als dunkler Fleck angesehen werden?

Erinnern wir uns an die 80er Jahre, an die Zeit von Ronald Reagan. Was machte man sich nicht, vor allem in Europa, über die US-Amerikaner lustig, weil sie einen dritt-klassigen Schauspieler zu ihrem Präsidenten gewählt hatten; und dann auch darüber, dass Reagan die Sowjetunion als „Reich des Bösen“ bezeichnete, die Entspannungspolitik aufgab und Milliarden in die „Star Wars“-Initiative pumpete. Wie sehr jedoch hatte sich die Stimmung dann bis zum Ableben von Ronald Reagan im Jahr 2004 geändert. In der „New York Times“ wurde Reagan ausführlich gewürdigt, ja mitunter sogar bejubelt. Er sei der Bezwingler des Kommunismus und der Sowjetunion gewesen und habe den Stolz der Amerikaner nach Vietnam, Watergate und Carter wiederhergestellt.

Auch auf der Seite der Demokraten gibt es ein gutes Beispiel für einen radikalen Wechsel des Images: Harry Truman, der am Ende des Zweiten Weltkriegs Franklin D. Roosevelt nachfolgte und in dessen Schatten stand. Er führte einen unpopulären und für die USA nicht sehr erfolgreichen Krieg in Korea. Heute gilt Harry Truman als einer

der großen Präsidenten der USA, man würdigt ihn ob seiner Prinzipientreue, der „Truman-Doktrin“ zur Einschränkung des Einflusses der Sowjetunion und erinnert sich seiner Präsidentschaft, auch in Europa, eher in Verbindung mit dem „Marshall-Plan“ als mit dem von ihm befohlenen Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki.

Bei einer Umfrage unter amerikanischen Historikern im April 2008 bezeichneten 61 Prozent die Präsidentschaft von George W. Bush als die schlimmste in der Geschichte der USA, wobei sie ihm vor allem den

Es wird Eigenschaften wie Entschlossenheit und Standhaftigkeit bedürfen, um unser glückliches Leben in liberalen Demokratien zu bewahren.

Krieg im Irak zum Vorwurf machen. Davor hatte Saddam Hussein die Arbeit der UN-Waffeninspektoren ständig hintertrieben und diese zuletzt aus dem Irak hinausgeworfen, sodass sich eigentlich die ganze Welt darüber im Klaren war, dass Hussein Massenvernichtungswaffen entweder noch besaß oder im Begriff war, wieder solche herzustellen.

Aus der kurzen zeitlichen Distanz seit dem Sturz von Saddam Hussein

will sich ihn wohl niemand mehr heute an der Macht vorstellen. Es hat tatsächlich der gewaltigen Entschlossenheit eines Präsidenten wie Bush bedurft, um den Irakkrieg zu führen und Hussein zu stürzen.

In den letzten Jahren wird immer klarer, dass der Niedergang des Kommunismus nicht das Ende globaler Auseinandersetzungen bedeutet hat, wie wir das vielleicht erhofft hatten. Vielmehr sieht sich die westliche Welt nicht nur dem Terror der fundamentalistischen Islamisten ausgesetzt, sondern gerät auch zunehmend in eine Konfrontation mit Staaten, die zwar in Ansätzen marktwirtschaftlich, aber nur beschränkt demokratisch organisiert sind.

Die Auseinandersetzung mit dem Iran und seinen nuklearen Ambitionen, jetzt mit Russland, morgen mit China, wird von den liberalen Demokratien mehr verlangen als Verhandlungen anzubieten und sich allen möglichen Wünschen und Ansprüchen gegenüber verständnisvoll zu zeigen. Es wird auch der Eigenschaften wie Entschlossenheit, Courage, Standhaftigkeit bedürfen, der Bereitschaft Menschenleben einzusetzen und finanzielle Ressourcen zur Verfügung zu stellen, um unser, in der Geschichte präzedenzlos glückliches, Leben in liberalen Demokratien zu bewahren. Möglicherweise wird George W. Bush als jener Präsident in die Geschichte eingehen, der dies – bewusst oder unbewusst – als Erster erkannt und – vor allem – praktiziert hat.



FOTO: PETER RICAUD

Der Kellernazi ist nicht zu verhindern

VON ERWIN JAVOR

In den 50er Jahren sorgte in Israel die jiddische Variante der Farkas- und Waldbrunn-Doppelconferenzen für Aufsehen. Schuhmacher, der blöde Gescheite, erklärte Dzigan, dem gescheiten Blöden, die Weltpolitik. Und so philosophierten sie über die Zustände im Nahen Osten und über Anthony Eden, den damaligen britischen Premierminister, der für eine besonders araberfreundliche Position bekannt war.

„Wenn ich nur Englisch könnte“, seufzte Dzigan aus tiefster Seele.

„Wenn ich nur Englisch könnte!“

„Nu? Was wäre dann?“, drängte ein ungeduldiger Schuhmacher.

„Dann würde ich zum Eden gehen und ihm sagen: ‚Fe, fe, fe!‘“ (Pfui, pfui, pfui!)

In den letzten 50, 60 Jahren hat sich vieles verändert, sogar in Österreich: Wir haben faxen ge- und wieder verlernt, wir SMSen, MMSen, surfen, mailen, wir haben Satelliten und high definition Plasma-Fernseher. Die Lebenserwartung ist dramatisch gestiegen, Zweit- und Drittautos und -wohnsitze sind für viele selbstverständlich und Klo am Gang ist eine Seltenheit geworden.

Aber manches verändert sich in Österreich verlässlich nie: alte Nazis, neue Nazis, latente Nazis, Ausländerhasser, Antisemiten, die „Ich-bin-zwar-nicht-gegen-Ausländer-aber“-Ideologen, die „Mir-san-mir“-Patrioten und der Schnürlregen im Salzkammergut haben immer einen hohen Stellenwert in unserem schönen Land.

Und darum ist der aktuelle Wahl-

kampf auch so langweilig. In den USA kann man zumindest damit rechnen, dass durch Polarisierung eine gewisse Spannung entsteht. Das Land ist tief gespalten in gleich starke Hälften, auf der einen Seite die fundamentalistisch-christlichen Republikaner, auf der anderen die demokratischen Weltverbesserer. Den Amerikanern bietet man immerhin die schwere Entscheidung, ob das geringere Übel eine starke Frau, ein intelligenter Schwarzer oder ein tapferer Greis ist.

Und in Österreich? Nichts Neues. Gähnende Langeweile. Weit und breit keine Überraschung.

Hans Dichand vergiftet seit Jahrzehnten die Herzen und Hirne der Bevölkerung und bleibt der Hauptverantwortliche für die provinzielle Atmosphäre im Land. Die „Krone“ und ihre Leserbriefschreiber sind immer noch Weltmeister im Hetzen, Verzerren, Angst machen, Kleinkaro bewahren und Auslöser für legitimierte Niedertracht. Faymann übertrifft sogar noch seine Vorbilder Klima und Schlögl im Dichand-Einschleimen und vermeidet es, sich klar gegen rechts auszusprechen: Er ist ja „nur“ gegen die Strache-FPÖ, und keiner seiner Kontrahenten und kein Journalist hinterfragt, gegen welche FPÖ er denn nicht wäre.

Molterer, wie Klaus ein „echter“ Österreicher, übt Rechtsüberholen von rechtsaußen und plakatiert das auch noch völlig ohne Scham.

Das dritte Lager, Alt-Haider und Neu-Strache, werden wieder einmal mit einem „sensiblen, differenzier-

ten und sachlichen“ Feldzug für die „Anständigen und Fleißigen“ gegen die großkopften Privilegienritter erfolgreich um Stimmen buhlen. Leider ist es auch überhaupt nicht unwahrscheinlich, dass sie gemeinsam die stärkste Kraft im Land werden.

Und so bleiben nur die Grünen und die Liberalen. Keine wirklich große Chance, aber wenigstens ein kleiner Hoffnungsschimmer am dunklen Himmel der österreichischen Innenpolitik. Kein Wunder. Wir leben in einem Land, wo ein vom Spargelessen mit Haider gestärkter Noch-Bundeskanzler Gusenbauer die Wehrmachtsspiele eines Strache vorsorglich als Jugendsünde abtut – und das hat ihm nicht einmal geschadet.

Wir haben einen öffentlich-rechtlichen Sender, mit einem Bildungsauftrag, der sich in vorausweisendem Gehorsam übt. Der Kotau des aktuellen Bundeskanzlers und seines wahrscheinlichen Nachfolgers in ängstlicher Duckhaltung gegenüber der „Krone“ wird sicherheitshalber nicht allzu sehr thematisiert.

Juden wählen typischerweise strategisch. Wir wählen so, wie wir glauben, dass die Wahlarithmetik das Schlimmste abwenden könnte. Diesmal lohnt sich das sicher nicht. Wir können genauso gut gleich die Partei wählen, deren Ideologie uns am nächsten steht, selbst wenn wir fürchten, dass wir damit unsere Stimme vergeuden. Denn so oder so wird der eine oder andere Kellernazi in der neuen Regierung nicht zu verhindern sein. Fe, fe, fe!



FOTO©: PETER RIGAUD

Es reicht vielleicht ja doch nicht ganz



FOTO©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Es müsste mal jemand eine wissenschaftliche Arbeit über die „Rolle des Onkels in der Politik“ schreiben.

Javor: Was meinst du?

Menasse: Der stramm-rechte Onkel von Jörg Haider hat ihm das jüdische Bärenal geschenkt, Hannes Androsch hatte den Onkel Steiner, der ihm zum Leider-ja-Millionär gemacht hat und jetzt schlägt Werner Faymann alle mit seinem Onkel Hans.

Javor: Dir vor allem täte ein Onkel gut.

Menasse: Meinst du wegen meiner ständigen Geldkrisen?

Javor: Nein, ich denke eher an so jemanden wie Karl Farkas. Dann würden deine Witze endlich ein minimales Niveau erreichen.

Menasse: Ein Onkel, der bereit wäre, dich in die Familie zu nehmen, ist noch nicht erfunden. Du, Miesnick, du.

Aber im Ernst: Was sagst du zu den Plakaten von HC „Schrei-Automat“ Strache: „Sie sind gegen IHN. Weil ER für EUCH ist“?

Javor: Ist er für dich? Weil dann wäre ich gegen ihn. Wenn er aber gegen dich ist, bin ich für ihn. Jetzt weiß ich aber nicht, ob er für mich ist, wenn er gegen dich ist und ich für ihn. Wenn er für dich ist und du gegen ihn, bin ich dann für ihn oder gegen dich? Mir ist das zu schwierig. Das ist das Problem mit diesen sprachgewandten Intellektuellen von der FPÖ.

Menasse: Ja, deswegen sind die ja immer so böse, wenn einer nicht Deutsch spricht. Sie selber sind berühmt sprachsicher.

Javor: Wenn man das mit der deutschen Sprache wirklich ernst nähme, müsste

es eine Massenausbürgerung von FPÖ-Funktionären geben.

Menasse: Nebbich, Massen. Aber jedenfalls bitte keine Auswanderung der rechten Rabauken nach Deutschland. Du weißt, was herauskommt. Wir haben schon einmal einen gescheiterten Kunstmalers dorthin exportiert.

Javor: Nach Kärnten geht auch nicht, weil sie sofort weiter nach Traiskirchen abgeschoben würden. Dort gilt man schnell als straffällig. Und für die Blauen würde dem Haider schon was einfallen.

Menasse: Und wäre es nur, dass sie den Genitiv mit dem Dativ verwechseln.

Javor: Richtig, weil der Haider ist bekanntlich dem Strache sein Tod.

Menasse: Große Sorgen um die deutsche Sprache macht sich auf ihren Plakaten auch die ÖVP. Ihr geht es allerdings nicht gut. Sie schreiben jetzt schon selber: „Steuern runter.“ Und Recht haben sie. Sie steuern tatsächlich immer weiter runter. Was mit dem Steuermann allerdings auch kein Wunder ist.

Javor: Nur Werner Faymann schreibt auf seine Plakate, was ich seit Monaten empfinde.

Menasse: Erwin?

Javor: „Genug gelitten.“

Menasse: Also da muss ich dich enttäuschen. Waldheim ist genug geritten, bei Faymann heißt es „genug gestritten“.

Javor: Ach so, aber lächeln kann er schon ganz besonders. Er erinnert mich frapant an Mona Lisa. Deck einmal auf seinem Foto alles bis auf die Lippen ab. Was überbleibt, würde Leonardo da Vinci vor Neid erblassen lassen.

Menasse: Bei der Mona Lisa rätselt man

ja immer schon, wieso sie so geheimnisvoll und schön lächelt.

Javor: Die jüngste Theorie ist, dass sie schwanger war. Dann aber stellt sich die Frage, welches süße Geheimnis Faymann hat.

Menasse: Faymann hat einen echt guten Grund zum Lächeln.

Javor: Und der wäre?

Menasse: Willi Molterer.

Javor: Was empfehlen wir also unseren Lesern zur Wahl?

Menasse: Ich rede gegen dich, weil du für sie redest und weil es reicht und genug gestritten für mehr Fairness im Land und das jedenfalls nicht mit mir.

Javor: Ich kenne mich aus. Und glaubst du, dass es eine Konstellation mit zwei Koalitionspartnern in der Regierung geben wird, oder erleben wir erstmals eine Dreierkoalition?

Menasse: Zu zweit ist es jedenfalls immer sehr schwierig. Ich kenne das vom Dajgezzen mit dir.

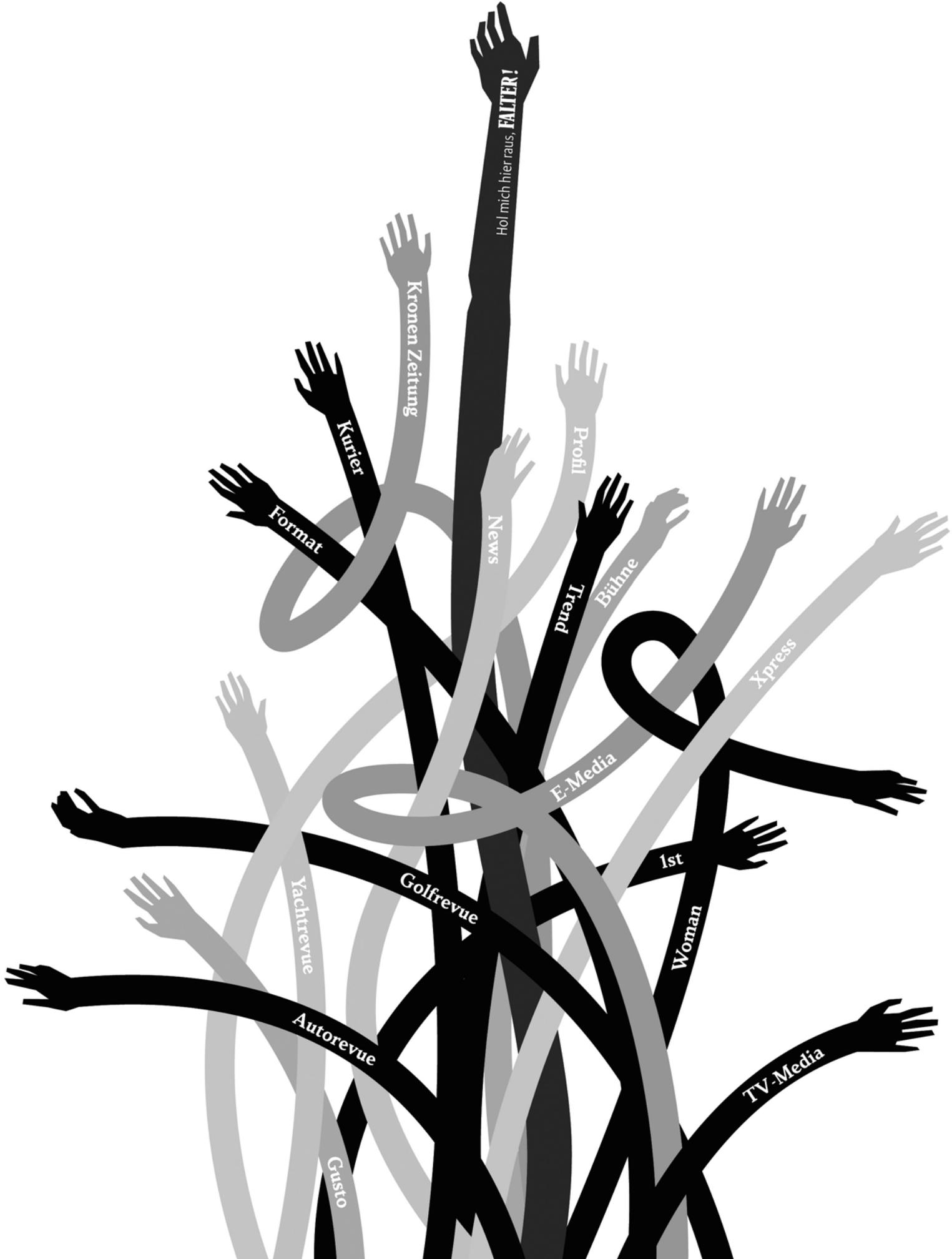
Javor: Da stimme ich dir ganz zu. Ich tät auch lieber ohne dich dajgezzen. Was hältst du davon, dass wir das nächste Mal einen Dritten dazu einladen?

Menasse: Du glaubst ernsthaft, außer mir ist noch jemand bereit, mit dir den Nachmittag zu verbringen?

Javor: Herr Ober! Haben Sie Zeit?

Ober: Für Sie bin ich nicht zuständig. Mein Kollege kommt gleich.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*





P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Redaktion und ständige Mitarbeiter:

Irene Brickner, Martin Engelberg, Eric Frey, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Michael Kerbler, Richard Kienzl (Art Direktion), Christian Kollmann, Margaretha Kopeinig, Mary Kreutzer, Michael Laczynski, Danny Leder, Sophie Lillie, Helene Maimann, Cornelia Mayrbäurl, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Berthold Molden, Fritz Neumann, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Petra Stuibler, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Nadja Traxler-Gerlich, Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr.

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)